

UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT

JAHRBUCH

1923

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST=UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1923



GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHCRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1923



GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHCRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

AUSZÜGE
AUS DEN DISSERTATIONEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT.

INHALTSVERZEICHNIS:

AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT.

Nr. 1. Philosophie.

Hellmut Bock, geb. zu Peine 21. IX. 97.

*Der Begriff des organischen Zeitalters.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 17. I. 23.

Die Abhandlung will den Begriff eines „organischen" oder „positiven" Zeitalters, der mit dem zugehörigen Begriff eines „negativen" oder „kritischen" Zeitalters zusammen in der Geschichtsphilosophie der deutschen Bewegung, besonders bei Fichte, und dann bei Carlyle, aber auch in der sozialen Dynamik bei Comte als Kategorie für eine wertende Periodisierung des historischen Verlaufes auftritt und gegenwärtig als ein Schlagwort der Kulturkritiker vieldeutig gebraucht wird, durch eine vergleichende Untersuchung klarstellen.

I. Erster Teil: 1. Der Begriff, oder vielmehr die anschauliche Bedeutung, der der bezeichnende Terminus noch fehlt, tritt zuerst bei Burke auf (1790). Burke faßt in Reaktion gegen die französische Revolution die ganze in ihr gipfelnde neuzeitliche Entwicklung zusammen unter dem Gesichtspunkt der Emanzipation der Einzelvernunft von den „heiligen" natürlichen und historischen Bindungen und stellt ihr ein am Mittelalter, aber zugleich an der heimischen politischen Tradition orientiertes Ideal einer „lebendigen" und „natürlichen" Ordnung gegenüber, in welcher auf Grund einer gefühlsmäßigen Verbundenheit alle Individuen durch feste mit der Familie und Nachbarschaft beginnende und über die „unsterblichen Korporationen" bis zu den höchsten staatlichen und kirchlichen Institutionen ansteigende Formen in ein nationales Ganzes eingegliedert sind. Dieses Ganze sieht er pantheistisch als sinnvolles Leben der „Natur", das „unter den ewig wechselnden Gestalten von Verfall und Untergang, Erneuerung und Wachstum in einem Zustande umwandelbarer Gleichförmigkeit fortlebt und dahintreibt." Aus diesem lebendigen Zusammenhange spricht überall die „alte, ehrwürdige Stimme des menschlichen Geschlechtes" selbst. Diesem Glauben an eine rational nicht faßbare „Weisheit der physischen und moralischen Weltordnung" entspricht eine Wertschätzung der „ewig wahren und allmächtigen Instinkte", der „alten Vorurteile und dunklen Gefühle," sowie der Glaube an eine natürliche Harmonie der „vielen Privatmeinungen und aller Vorurteile des Orts" in einer „lebendigen Organisation der Gesellschaft." Die ganze Vorstellung eines organischen Zeitalters entspringt bei Burke aus der Willensrichtung eines Politikers, der im praktischen Leben die Macht der realen Gegebenheiten kennen gelernt hat.

Von Burke geht der Begriff einerseits zu den deutschen Romantikern und der historischen Schule, anderseits zu den französischen Theokraten, die ihn dann ihrerseits Saint-Simon und Comte vermitteln, wobei der unmittelbare Einfluß Burkes in Deutschland weitaus stärker hervortritt als in Frankreich.

2. Bei den Theokraten De Maistre und Bonald (seit 1796) kommt der Begriff, formuliert als „positives“ bezw. „negatives“ Zeitalter, zu einer genauen, aber zugleich einseitigen Bestimmtheit durch den regimentalen katholischen Ordnungsgedanken. „La vérité réunit, l'erreur sépare.“ Die absolute Wahrheit ist die der biblischen Offenbarung, ihre Herrschaft durch das katholische System ist das Prinzip jeder „fixeté sociale,“ in der, als dem wesentlichen Kennzeichen eines positiven Zeitalters, die „Dauer“ der sozialen Ordnung ihren göttlichen Ursprung erweist. Dieser religiöse Dogmatismus verbindet sich mit dem naturrechtlichen der Aufklärung: so wird das Wissen in der Form der katholischen Glaubenslehre als das Band hingestellt, das als eines, unteilbares, universales die Individuen untereinander zusammenschließt, indem es die „positive“ moralisch-politische Ordnung unmittelbar an ihren Ursprung in dem Willen Gottes knüpft, der „selber und noch mehr als der Mensch den allgemeinen Gesetzen unterworfen ist, die er etabliert hat.“ Das Positive hat hier den Charakter der Faktizität, die Gläubigen von außen autoritativ bindend in der Form eines unfehlbaren „pouvoir spirituel.“ Und die Negativität eines Zeitalters besteht in der Ungläubigkeit; ihr Prinzip, die individuelle Autonomie, ist im Protestantismus verkörpert. Die Behauptung, daß jede Irrlehre soziale und politische Unordnung im Gefolge hat, entspringt daraus, daß der Irrtum wie bei Cartesius aus dem Eigenwillen erklärt wird: der Mensch ist „juste dans son intelligence, pervers dans sa volonté.“ Weil der Eigenwille nichts Positives, Reales ist, sind die von ihm beherrschten negativen Zeitalter nur vorübergehend. — Außer in der Heilslehre, die den „point fixe“ jedes positiven Zeitalters darstellt, offenbart sich Gott in den wandelbaren äußeren Formen der gesellschaftlichen Organisation: „La réalité est dans l'histoire.“ Hier ist das Gewachsensein gegenüber dem Gemachtsein das Merkmal einer positiven Gesellschaftsordnnng, und dementsprechend ist Mannigfaltigkeit und Differenziertheit ein Wesensmoment des nationalen „pouvoir temporel,“ das von dem pouvoir spirituel zwar gesondert, doch dessen universaler Einheit untergeordnet und damit unschädlich gemacht ist.

3. In der deutschen Bewegung und bei den französischen Positivisten tritt das die Vorstellung eines organischen Zeitalters ursprünglich konstituierende Willensmoment des realpolitischen Gegensatzes zu der französischen Revolution und zu der zu ihr hinführenden neuzeitlichen Entwicklung mehr zurück. Durch Einführung in den systematischen Zusammenhang des philosophischen Denkens wird der Begriff als Ausdruck eines in sich bedeutsamen, im Wesen der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst begründeten Zusammenhanges erfaßt; das Begriffspaar: positiv-negativ, nunmehr mit dem Gegensatz: organisch-mechanisch (kritisch) verbunden, dient dazu, den Verlauf des historischen Geschehens zu konstruieren innerhalb des in der deutschen Bewegung vorherrschenden Schemas der Entwicklung: aus ursprünglicher Einheit durch Gegensätzlichkeit zur Synthese der Gegensätze. So erscheint bei Novalis, A. Müller, Fichte und auch bei Comte das organische Zeitalter als Anfangs- und Endstadium der Kulturentwicklung, wobei als Perioden dieses dreigliedrigen Prozesses zunächst das christliche Mittelalter, die mit der Reformation beginnende Verstandesaufklärung und die von der Gegenwart zu erringende höhere Einheit beider hingestellt werden.

In der deutschen Romantik lassen sich bei Novalis, Ad. Müller und Fr. Schlegel die verschiedenen Bedeutungsbestandteile zeigen. Bei Novalis (1797) ist die Einheit ganz innerlich gefaßt als christliches vinculum fidei et amoris des corpus mysticum, Idee und Leben gegenüber Gesetz, Pflicht, Gleichgewicht. Bei Müller (seit 1804) ist es die Synthesis der Gegensätze, die allen weltlichen Beziehungen wesentlich sind, in einer „wahren lebendigen Einheit", die als eine rein geistige im Staate wie in der Kirche Gegenstand der Liebe sein soll. Bei dem späteren Schlegel (besonders nach 1820) die feste äußere Organisation in geheiligten Naturformen des Lebens, die sich hierarchisch übereinander ordnen (Familie, Gilde, Schule, Staat, Kirche); bei ihm nähert sich der Begriff wieder dem der Theokraten; er definirt das Organische als „Verbindung des göttlich Positiven mit dem historisch Positiven" und findet letztlich die Harnomie aller Lebensverhältnisse, wie sie das organische Zeitalter bringen soll, in einer innigen Verbundenheit von Staat und Kirche begründet als der beiden höchsten „auf den göttlichen und menschlichen Frieden gerichteten Institutionen."

4. Bei Saint-Simon (seit 1803) und Comte bekommt das Prädikat „organisch" einen naturalistischen, prinzipiell wertfreien Sinn (Saint-Simon bezeichnet noch 1813 die Gesellschaft als eine „véritable machine organisée".) Das organische Zeitalter bezeichnet den der biologischen Natur des Menschen angemessene Normalzustand der menschlichen Gesellschaft (gegenüber ihren „pathologischen" kritischen Lagen), wo sie als „branche complémentaire de l' économie complète du monde réel" mit den natürlichen Gesetzen in Uebereinstimmung ist. Da das gesellschaftliche Leben positivistisch in ein Ensemble von Relationen aufgelöst ist, erhebt sich die Frage nach der Stabilität dieses Relationssystemes. Und da tritt, wie bei den Theokraten, der rationale Ordnungsgedanke einer alles Handeln gleichförmig leitenden Wissensmacht ein, wie sie das katholische System gewesen ist und die positive Philosophie sein soll: „La théologie et la science sont seules aptes à organiser!"

Die Wissenschaft vermag noch besser als die Religion die Solidarität des Handelns herbeizuführen, da sie die natürliche Bedingtheit der Individuen durch das gesellschaftliche Ganze zum klaren Bewußtsein bringt: die Erkenntnis dieses Faktums wird nach Comte den Rest egoistischen Handelns vertreiben. Aber in dieser szientifischen Wendung wird das Vernunftband der Gesellschaft vollends auf eine von außen autoritativ bindende Lehre reduziert: für die negierte Selbsttätigkeit der Individuen muß ein Organisationsapparat eintreten, der die im Besitze der „pensants" befindliche Wahrheit dem Gefühl der „croyants" vermittelt. Letzten Endes übernimmt das neue positive Zeitalter die ausgebildeten Formen der mittelalterlichen sozialen Gebundenheiten.

5. Durch Fichte (seit 1806) gewinnt der Gegensatz organisch-positiv und kritisch-negativ innerhalb des Dreitaktschemas des historischen Verlaufes (Vernunftinstinkt, Sündhaftigkeit, Vernunftwissenschaft) einen wesentlich metaphysischen Sinn durch die Beziehung auf den ewigen geschichtlichen Prozeß, in welchem der Mensch die in seinem Leben gegebene Möglichkeit, zu einer Existenz von wahrem Realitätsgehalt zu kommen, schöpferisch realisiert. Die idealistischen Begriffe von Leben, Geist, Individuation ermöglichen eine freie, dynamische, aller äußerlich reglementierenden Bin-

dungen durch eine satzungsmäßige Lehre oder durch gott- (bezw. natur-) gewollte Autoritätsverhältnisse entledigte Fassung des Vernunftbandes der Gemeinschaft, wo die Positivität nur mehr in dem „Leben aus dem erkannten rein Geistigen“ besteht und das Organische ein „in allen seinen Teilen vom Mittelpunkt ausgehendes und auf denselben wiederum sich zurückbeziehendes Ganzes“ bedeutet — ein hinter alle Gegebenheiten zurückreichender Verband.

6. Carlyle nimmt die Fichte'sche Vertiefung auf, aber setzt sie — mittels seiner Begriffe des Glaubens und der Arbeit und der „inneren Formen“ der Gesellschaft, die (mit zeitlich beschränkter Kraft) ein erlebtes Unendliches symbolisieren — wieder in enge Beziehung zu dem empirischen historischen Geschehen. So wird hier das Begriffspaar positiv-negativ zu einer rein formalen Kategorie, die den geschichtlichen Verlauf als unendlichen Wechsel von produktiven Zeitaltern des Glaubens mit auflösenden des Unglaubens, begreifen läßt, einstimmig mit Goethes Satz: „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens.“

II. Ein zweiter zusammenfassender Teil entwickelt nach einem Ueberblick über den historischen Zusammenhang die verschiedenen Bedeutungsbestandteile des Begriffs und seinen Gehalt sowohl nach der formalen Seite (Merkmal: positiv) als auch nach der inhaltlichen (Merkmal: organisch).

Nr. 2. Mittlere und Neuere Geschichte.

Fritz Blankenburg, geb. zu Erfurt 24. IV. 99.

*Die urkundliche Geschichte der Collegiatstifter S. Pauli und S. Bonifatii in Halberstadt, von der Gründung bis zum Ausgang des Mittelalters.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 21. 2. 23.

Um 1030 gründete Bischof Branthog das Collegiatstift S. Bonifatii außerhalb Halberstadt. 1237 siedelte dasselbe in die Stadt über. Das Paulsstift wurde erst um 1085 errichtet. In den großen Zügen gleicht die Verfassung beider der anderer Collegiatstifter. Natürlich sind Abweichungen zu verzeichnen. Die Canoniker, deren Anzahl meist 12 betrug, waren zum größten Teil bürgerlicher Herkunft, brauchten keinen höheren Weihegrad aufzuweisen. Bildung wurde vorausgesetzt. Jeder deutsche Mann ehelicher Geburt, mindestens im Alter von 20 Jahren konnte aufgenommen werden. Ihre Rechte waren die gewöhnlichen: das Anrecht auf eine Präbende, die eingeteilt wurde in eine praebenda maior, media und minor, auf das Chorgestühl und votum et vocem in capitulo. Auch besaßen sie Curien. Die Pflichten waren in der Hauptsache geistlicher Art, voraus die Pflicht der Residenz. Die Capitel mußten sie besuchen. Die Besetzungen der Canonicate geschah durch Wahl des Capitels. Im 13. Jahrhundert setzten die päpstlichen Provisionen ein. Jeder Stiftsherr regelte seine Hinterlassenschaft selbst und genoß die Gnadenjahre. Ein Corpus niederen Ranges in den Stiftern bildete die Bruderschaft der Vikare, deren Anzahl mit der der Altäre ständig stieg. Ihre Einnahmen bezogen sie aus den zu den Altären gehörenden Stiftungen.

Dignitäten in beiden Stiftern waren der Propst, der nur aus Mitgliedern des Domkapitels ernannt bezw. gewählt wurde, und der Dekan als Leiter der inneren Stiftsangelegenheiten. Letzterer verdrängte den Propst allmählich aus seiner Bedeutung, sodaß die Propstei zur Sinekure wurde. Der Dekan besaß die Oberleitung und die Jurisdiktion. Auf Lebenszeit wurden die Aemter des Custos oder Thesaurarius und das des Scholasticus von Canonikern bekleidet. Unter den Stiftsherren wechselten jährlich die Aemter des Cellerarius, des Procurator fabricae, und des Procurator Choralium, vielleicht auch des Procurator panum. Zeitweise wurde ein Syndicus ernannt. Ungeklärt ist die Bedeutung des Zitermannes beim Paulsstift. Von Vikaren besetzt wurden die Aemter des Plebans, des Cantors und des Magisters choralium, während Laien die Pflichten des Camerarius, des Ecclesiasticus, des Organisten und des Pistor erfüllten.

Als rechtliche Corporationen besaßen beide Stifter das Capitel- und Siegelrecht. Ihnen gebührte auch die Strafgewalt über ihre Mitglieder. Wichtig war die Vermögensverwaltung. Durch Schenkungen und Käufe waren beide Stifter in den Besitz eines beträchtlichen Grundbesitzes gelangt. Das Stiftsvermögen zerfiel in zwei Teile. Aus dem ersten wurden die Präbenden gezahlt; aus dem zweiten entwickelten sich als besondere Verwaltungen die einzelnen Aemter und die Obödienzen. Einnahmen bezogen die Stifter aus ihren Meiereien und Verpachtungen, aus Zehnten, Vogteien und Bankgeschäften. Zur Erhaltung der stiftischen Baulichkeiten bestand die Stiftsfabrik.

In der Diözesanverwaltung spielten die Stifter nur eine mittelbare Rolle, indem ihre Pröpste zugleich Archidiakone waren. Sonst unterstanden sie dem Bischof, der sie sehr unterstützte. Mitunter stellten sie dem Bischof auch Canoniker als Beamte, als Capläne, Notare oder Offiziale. Der Papst griff nicht nur durch Provisionen ein, sondern auch bei Streitigkeiten. Er gab beiden Stiftern sogar ein Conservatorium. Zugleich mit den anderen Stiftern der Stadt bildeten sie die sogenannte Union zur Verteidigung ihrer Rechte gegenüber Laien, ja selbst gegen den Bischof. Von altersher waren beide Stifter miteinander verbunden zum gegenseitigen Austausch der Diakone und Subdiacone bei Erkrankungen und Sterbefällen. Außerdem stand das Bonifatiusstift mit dem Johannisstift in einer Fraternität bezüglich der Totenmessen. Zur Stadt Halberstadt waren die Beziehungen mannigfach. Die Stiftsgebäude lagen in einem Immunitätskomplex an der Stadtmauer. Frei waren sie von öffentlichen Abgaben und Pflichten. Am wirtschaftlichen Leben nahmen sie teil durch den Besitz von Buden, Läden, Scharren und Badestuben. Mit dem Rat der Stadt pflegten sie geschäftliche Beziehungen. Gefördert wurde der Zusammenhang mit den Bürgern durch die Verbindung von Gemeindekirche und Stift. Beiden Stiftern waren Pfarrkirchen inkorporiert, in denen der Pleban, unterstützt von Caplänen, die Seelsorge betrieb, nachdem vor der Inkorporation die Stiftsherrn oder Vikare dieselbe ausgeübt hatten. Mit der Pfarre verbunden waren Vikarien als Einnahmequellen. Die Gemeinde nahm durch das Institut der Kirchenvorsteher an der Verwaltung des Kirchenvermögens teil. Auch der Armenpflege befleißigten sich beide Stifter. Groß war die Zahl der Seelgerätsstiftungen (Memorien, Anniversare). Das religiöse Leben äußerte sich auch in den Bruderschaften, die beide Stifter ausgebildet hatten, in welche sie auch Laien aufnahmen.

Clara Fabricius, geb. zu Magdeburg 7. XI. 77.

Die litterae formatae im Frühmittelalter.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 29. XI. 22.

Die Arbeit will die Meinungsverschiedenheiten, die noch über die *litterae formatae* herrschen, beseitigen. Eine einheitliche Auffassung ist nur über die Form vorhanden, die gut überliefert ist. Die *regula formatarum* aus dem Anfang des 6. Jhrh. schreibt vor, daß die *formatae* durch Geheimzeichen vor Betrug gesichert werden sollen. Die griechischen Anfangsbuchstaben der Trinität *ΠΥΑ*, des Apostels Petrus *Π* (ursprünglich auf *πνεῦμα* bezogen), des Briefausstellers, der zweite Buchstabe des Empfängers, der dritte des Ueberbringers, der vierte des Ausstellungsortes sollen einzeln eingeschrieben werden, außerdem noch die Summe ihrer Zahlenwerte vermehrt um die geltende Indiktion. In Formularsammlungen erhaltene Briefe aus dem 9. u. 10. Jhrh. bezeugen die Praxis dieser theoretischen Anweisung. Diese Ueberlieferung führt außerdem den Ursprung der *formatae* auf eine nicänische Verordnung (325) zurück.

Die Meinungsverschiedenheiten beziehen sich auf diesen Ursprung und damit auch auf Geltungsbereich und Gültigkeitsdauer der Geheimzeichen, auf Charakter und Zweck der *formatae*, auf ihr Verhältnis zu anderen kirchlichen Empfehlungsbriefen.

Auf Grund einer quellenkritischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung beweist die Arbeit im ersten Teil den nicänischen Ursprung der *formatae* 1. durch kirchen- und allgemeingeschichtliche Tatsachen, 2. durch den Nachweis, daß sich kein anderer Ursprung feststellen läßt, 3. durch die Echtheit der *Regula*. Im zweiten Teil wird die offizielle Rechtskraft der *formatae* zwischen 325 und den Anfang des 10. Jhrh. festgelegt, eine traditionelle Gültigkeit an sporadisch geübter Praxis im 10. u. 11. Jhrh., die Kenntnis ehemals praktischer Beispiele im 12. Jhrh. nachgewiesen. Im dritten Teil wird der Brauch in den Einzelkirchen verfolgt. In Anlehnung an Quellenstellen in Briefen (Optatus, Augustin, Zosimus, Leo d. Gr.) und Kanones werden Zeugnisse für *formatae* erschlossen. Zeitliche und lokale Sonderheiten werden berücksichtigt, aber im allgemeinen wird streng geschieden 1. zwischen *formatae* der Frühzeit (4.—6. Jhrh.) und solchen der fränkischen Zeit, 2. zwischen den *formatae* und allen anderen Empfehlungsbriefen.

Als Gesamtresultat wird folgende eindeutige Definition gewonnen: Die *litterae formatae* sind vom 4.—10. Jhrh. rechtskräftige Empfehlungsbriefe nur für reisende Kleriker (Reisepässe). Sie dürfen nur von Bischof zu Bischof in einer zu Nicäa 325 festgesetzten Form, die durch Geheimzeichen ihr Charakteristikum erhält, abgefaßt werden. Inhaltlich sind sie durch die Angabe des *sacerdotium* und *locus ecclesiasticus* des Klerikers bestimmt. Ihr einziger Zweck ist, für vorübergehenden Reiseaufenthalt in einer fremden Diözese Aufnahme, Zulassung zur Kommunion und zu amtlichen Funktionen zu erwirken. Form, Inhalt und Zweck scheiden die *formatae* in der Frühzeit streng von allen anderen kirchlichen Empfehlungsbriefen, in der fränkischen Zeit werden Form und Name auch auf die Dimissorien übertragen. Sie sind *litterae commendatitiae* im engen Sinn und als solche mit den *commendatitiae* im allgemeinen Sinn, den *communicatoriae*, *pacificae* und *dimissoriae*,

die anderen Zwecken dienen und auch für Laien gelten, der Gattung der *litterae canonicae* zuzuordnen.

Ein Anhang kritisiert abweichende Auffassungen von den *litterae formatae.*

Nr. 4. Mittlere und Neuere Geschichte.

Karl Kurmeier, geb. zu Hildesheim 19. IX. 96.

*Die Entstehung der nationalliberalen Partei Hannovers.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. Meyer. Prüf.: 31. I. 23.

Die Arbeit geht aus von der Untersuchung des hannoverschen Liberalismus zur Zeit des Nationalvereins, wendet sich darauf zu einer eingehenden Betrachtung des Verhaltens der hannoverschen Liberalen während des Jahres 1866 und schließt mit einer Schilderung der Wahlen von 1867 und der beginnenden Auseinandersetzung mit den altpreußischen Liberalen.

Sie stützt sich in erster Linie auf die Akten des Staatsarchivs in Hannover, die für den ersten Teil der Arbeit manches Material liefern. Auf der Ausbeute des Staatsarchivs beruht vor allem die Untersuchung, die sich an die Erklärung vom 19. Juli 1859 anschließt. Die Unterzeichner werden charakterisiert, ihre soziale und territoriale Verteilung auf Grund der von der hannoverschen Regierung angelegten schwarzen Listen dargestellt, das Verhalten der Regierung zu den Unterzeichnern klargelegt. Zu der Schilderung des Nationalvereins in Hannover sind neben dem Material des Staatsarchivs herangezogen die vorhandenen Flugschriften und die Tageszeitungen, die Sammlung der Reden Bennigsens und Miquels und vor allem die Biographien der hannoverschen Liberalen. Neben Frensdorff's »Planck« bietet besonders Onckens »R. v. Bennigsen« reiches Material. Die Arbeit sucht Onckens Darstellung, die Bennigsen als führenden Kopf des Nationalvereins schildert und geradezu eine Geschichte des gesamten Nationalvereins gibt, dadurch zu ergänzen, daß sie die Stellung Bennigsens innerhalb seiner hannoverschen Nationalvereinsmitglieder zeigt und einen Ueberblick über die Geschichte des Nationalvereins innerhalb der Grenzen Hannovers gibt. Nach einer Betrachtung des Nationalvereins und seines Verhaltens zu Preußen und zur liberalen Gedankenwelt werden die hannoverschen Mitglieder charakterisiert, ihre Stellung zum Nationalverein betrachtet, darauf das Verhalten der hannoverschen Regierung und die Gründe des Abflauens des Nationalvereins geschildert: Neuorientierung in Preußen, in Hannover nnd im Nationalverein. Die programmatischen Ziele des großdeutschen Reformvereins Hannovers werden mit den Forderungen des Nationalvereins verglichen.

Die Untersuchung des hannoverschen Liberalismus während des Jahres 1866 stützt sich auf die Tagespresse, vor allem auf die Zeitung für Norddeutschland. Untersucht wird die Stellung der hannoverschen Liberalen zur Kriegsgefahr und zu Preußens Reformantrag. Die Betrachtung des Verhaltens der Bevölkerung zu Preußen zeigt, daß der überwiegende Teil preußenfeindlich ist; die territoriale Verteilung der Preußenfreunde läßt erkennen, daß die Größe der Anhänglichkeit der einzelnen Teile an das Gesamtland proportional ist der Dauer der Zugehörigkeit zum welfischen Be-

sitz, daß dieses Verhältnis zugunsten von Hannover verschoben wird in den Gebieten, die einen größeren Prozentsatz von Katholiken haben. Die Untersuchung der sozialen Verteilung ergibt, daß die Preußenfreunde vor allem im Bürgertum zu finden sind, die Gegner besonders im Adel, der orthodoxen Geistlichkeit, dem Beamtentum, in der Landbevölkerung und, weniger stark, in der Arbeiterschaft. In den neu erworbenen Landesteilen, besonders in Ostfriesland, kommt es zu Annektionsbestrebungen. Die hannoverschen Liberalen lehnen im Sommer 1866 die Annektion durchweg ab und befreunden sich erst allmählich mit dem Gedanken, als erster Miquel. Die Erklärung vom 12. Juli 1866 ist noch einmal eine Zusammenfassung der Gedanken des Nationalvereins; die Ansprache vom 30. September 1866 läßt sich bereits als das nationale Programm der sich bildenden nationalliberalen Partei Hannovers bezeichnen. Ueber die liberalen Forderungen gibt der Wahlaufruf vom 31. XII. 1866 Auskunft.

Die Wahlen zum konstituierenden norddeutschen Reichstag — geschildert auf Grund der Zeitungsberichte und des Aktenmaterials — bringen eine äußere Organisation und führen durch das gemeinsame Wahlprogramm zur inneren Einheit; sie zwingen Führer und Gefolgschaft zur Stellungnahme zu der neuen Ordnung. Die nationale Einstellung veranlaßt die hannoverschen Nationalliberalen zum Anschluß an die nationale Fraktion. In der nationalliberalen Fraktion des norddeutschen Reichstags vertreten die Hannoveraner die realpolitische Richtung, die eine Verfassung zu schaffen wünscht und durch ihre Amendements den Regierungsentwurf wesentlich im liberalen Sinne umgestaltet. Die Wahlen zum ersten norddeutschen Reichstag führen zu einer strafferen Organisation der hannoverschen Nationalliberalen; sie bedeuten einen entschiedenen Sieg der nationalliberalen Partei in Hannover, verursacht durch die geringe Wahlbeteiligung. Noch schärfer zeigt sich die Wahlenthaltung der oppositionell Gesinnten bei der Wahl zum preußischen Abgeordnetenhause; hierbei machen sich die Mängel des Wahlsystems bemerkbar. Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf die Haltung der hannoverschen Nationalliberalen während der Zeit der nationalliberalen Vorherrschaft im deutschen Reichstag.

Nr. 5. Mittlere und Neuere Geschichte.

Karl Lange, geb. zu Braunschweig 17. IX. 93.

*Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 28. II. 23.

In der vorliegenden Arbeit ist versucht worden, auf Grund eines Teiles der aus dem Jahre 1890 erhaltenen Tageszeitungen, Zeitschriften, Parlamentsberichte und anderer gedruckter Quellen festzustellen, wann und inwieweit die sog. Bismarckkrisis des Jahres 1890 den unmittelbaren Zeitgenossen in ihrer Genesis und Bedeutung schon erkennbar geworden ist, und ob und inwiefern das Echo der öffentlichen Meinung dazu beigetragen hat, Bismarcks Sturz zu retardieren oder zu beschleunigen.

Die Stellung Bismarcks galt trotz hier und da seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. bemerkter Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser

und Kanzler bei seinem Eintreffen in Berlin am 24. 1. 90 im wesentlichen als unerschüttert. Obwohl die öffentliche Meinung von den bedeutenden Vorgängen im Kronrate (24. 1.) so gut wie nichts erfuhr, schloß sie doch aus der Tatsache, daß die Regierung in der Sozialistengesetzfrage das »klärende und befreiende Wort« nicht fand, sowie aus dem Texte der Thronrede und dem Fehlen Bismarcks beim Schluß des Reichstages auf »widerstreitende Strömungen« in Regierungskreisen und auf »Störungen in der einheitlichen Staatsleitung«. Trotzdem kam der Wechsel im Handelsministerium überraschend; er wurde als ein Zeichen für die »Inaugurierung einer positiveren und eifrigeren Sozialpolitik« angesehen. Die Freisinnigen begannen bereits von der Möglichkeit eines völligen Rücktritts des Fürsten zu reden. Aeußerungen des Kaisers und Kanzlers auf dem parlamentarischen Diner (4. 2.) offenbarten weiter den Gegensatz ihrer sozialpolitischen Anschauungen. Die Erlasse vom 4. 2. wurden von der Sozialdemokratie als moralischer Sieg ihrer Forderungen und als Niederlage Bismarcks angesehen. Die demokratische Presse ermutigte den Kaiser in seiner Initiative. Die Freisinnigen erklärten die Erlasse für eine Erfüllung ihres Programms; ihre Presse suchte eifrig den Gegensatz zwischen den Erlassen und den Anschauungen Bismarcks zu beweisen. Das Zentrum nahm das Prioritätsrecht der kaiserlichen Gedanken in Anspruch, ließ aber Bismarck die Möglichkeit offen, aus einem Saulus der Arbeiterschutzgesetzgebung ein Paulus zu werden. Die Hochkonservativen übersahen trotz begeisterter Zustimmung zu den Erlassen den Gegensatz zwischen diesen und den Bismarckschen Anschauungen. Die Konservative Korrespondenz fand nach kurzer Verblüffung den Mut zur Fronde gegen die Erlasse. Die ungünstigsten Urteile waren in der freikonservativen und nationalliberalen Presse und in spezifischen Arbeitgeberblättern zu finden. An der Börse erwachte bereits am 5. 2. die »Vorempfindung einer mächtigen Veränderung in den staatslenkenden Kräften«. Auch im Auslande wurde der Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler beachtet. Die Beurteilung der Erlasse war sehr verschieden, am günstigsten in Belgien, am feindlichsten in Rußland.

Die Auswahl der neuen Mitglieder zum Staatsrate und der Text der kaiserlichen Rede bei der Eröffnungssitzung (11. 2.) erweckten den Eindruck, daß Bismarck viel Wasser in den Wein der Erlasse geschüttet habe. Die Frage des Rücktritts von den preußischen Ämtern erfuhr erst eine öffentliche Diskussion infolge offiziöser »Lancierungen«, welche ihren Zweck, Widerspruch gegen den Rücktritt zu erregen, völlig verfehlten und selbst von nationalliberalen Blättern mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen wurden.

Ueber die Frage, welchen Einfluß die Niederlage des Kartells auf die Stellung des Kanzlers haben werde, war sich die Opposition nicht einig. Bismarck seinerseits ließ gleich nach den Hauptwahlen durch die offiziöse Presse verkünden, daß es dem Kaiser gelungen sei, den Kanzler zum Bleiben zu bewegen. Eine Version der Hamburger Nachrichten, welche von einer Vertagung der Kanzlerkrisis sprach, wurde von der Opposition gerade als Bestätigung einer Kanzlerkrisis ausgelegt. Der Wahlausfall rief eine Kritik der Bismarckschen inneren Politik bis weit in die Kreise seiner treuesten Anhänger hervor. Die Frage der Mehrheitsbildung im neuen Reichs-

tage veranlaßte ein Tasten von allen Seiten, welches die Prüfung des Verhältnisses von Kaiser und Kanzler und die Erforschung der künftigen Absichten der Regierung bezweckte. In diesem Stadium der Krisis belebten zwei Meldungen des Wiener Korrespondenten der Times, welche offenbar offiziös inspiriert und dazu bestimmt waren, evtl. Widerspruch der Bundesstaaten gegen eine mögliche Verfassungsänderung zu Gunsten des Bleibens des Kanzlers zu verwerten, die Erörterung der Kanzlerkrisis von neuem. Von den Möglichkeiten einer Mehrheitsbildung schien das konservativ-klerikale Bündnis große Aussichten zu haben.

Unmittelbar nach der kaiserlichen Drohung auf dem Essen des brandenburgischen Provinziallandtages, welche verschieden gedeutet wurde, behandelte ein Vorstoß des Zentrums plötzlich alle bisherigen, noch recht unbestimmten Gerüchte von einer Kanzlerkrisis als vollendete Tatsache. Dieser Fühler rief auf der einen Seite ein Dementi der Krisengerüchte durch die offiziöse Presse hervor, auf der anderen Seite eine deutliche Erklärung, daß Bismarck zur Mehrheitsbildung mit dem Zentrum bereit sei. Trotzdem war das Bekanntwerden des Windthorstschen Besuches beim Kanzler eine Ueberraschung. Freisinnige Blätter glaubten an ein bloßes »Graulichmachen«. — Die Nationalliberalen kündigten Bismarck ihre Opposition an, die Konservativen verweigerten jede Konzession in der Schul- und Ordensfrage. Die Kreuzzeitung bereitete sich auf die neue Mehrheit vor, indem sie das Sozialistengesetz fallen ließ. Andere Stimmen (Frhr. v. Fechenbach, Dr. Arendt) forderten den Kaiser mehr oder weniger verhüllt dazu auf, sich von Bismarck frei zu machen.

Der Inhalt der entscheidenden Unterredung vom 15. 3. blieb der Oeffentlichkeit zunächst verborgen. Auf einen Versuch Bismarcks, vor der Genehmigung des Entlassungsgesuches noch den Widerspruch der öffentlichen Meinung zu erregen, reagierte diese nicht. Auch ein durch den offiziösen Draht verbreitetes Telegramm der Kölnischen Zeitung vom 17. 3., welches den bevorstehenden Rücktritt verkündete, lockte nur schwache Proteste und Zweifel in der ehemals bismarckfreundlichen Presse hervor. Die Hochkonservativen ließen Bismarck nun fallen. Das Zentrum, welches die »Selbstverleugnung« Bismarcks auf kirchenpolitischem Gebiete hervorhob, verhielt sich vorsichtig abwartend. In der freisinnigen Presse trat die alte Gegnerschaft wieder hervor, obwohl sie Bismarcks außenpolitische Verdienste und Bedeutung anerkannte. Die demokratische und sozialdemokratische Presse atmete erleichtert auf.

Die Fassung der kaiserlichen Handschreiben, welche insofern eine Täuschung der öffentlichen Meinung erreichten, als sie glauben machten, daß Bismarck dem widerstrebenden Kaiser seine Entlassung aufgezwungen habe, und daß beide in Güte auseinandergegangen seien, trug dazu bei, daß das Ereignis in Deutschland mit vollkommener Ruhe entgegengenommen wurde. Auch das Espenlaub der Börse erzitterte nur schwach. Die Beurteilung der Folgen des Rücktritts in der inneren wie in der auswärtigen Politik konnte nicht optimistischer sein. Ganz wenige Stimmen machten ein Fragezeichen zum neuen Kurse. Wie sehr die Mehrheit der Presse bemüht war, Bismarck in der politischen Versenkung verschwinden zu lassen, beweist auch die Schnelligkeit, mit welcher man die Beendigung

der von Bismarck begonnenen Aufklärung über die eigentlichen Ursachen der unfreiwilligen Entlassung verlangte.

Im Gegensatze zur öffentlichen Meinung in Deutschland erfaßte das Ausland die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses. Allgemein wurde Bismarck als der eigentliche Leiter der europäischen Politik der letzten Jahrzehnte und zwar im Sinne der Erhaltung des europäischen Friedens anerkannt.

Nr. 6. Mittlere und Neuere Geschichte.

Walter Lohmann, geb. zu Kemme b. Hildesheim 13. V. 99.

*Die Überführung des Fürstentums Hildesheim in den hannoverschen Staatsverband 1813 ff.**

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 20. XII. 22.

Einleitung: Das Fürstentum H. in der hannov. und preuß. Politik. Das fast vollständig von den br.-lüneb. Landen umschlossene Bistum H. mußte schon früh ein wichtiges Objekt der welfischen Politik bilden. Sein Erwerb, oder zum mindesten seine Neutralisierung, wurde aber eine staatspolitische Notwendigkeit, nachdem es seit 1680 die Verbindungsbrücke zwischen den östl. u. westl. preuß. Landesteilen bildete u. so ebenfalls in den Interessenkreis der kurbrandenb. Politik gerückt wurde. Hinfort wurde es zur Reibungsfläche zwisch. beiden Staaten. Die beiderseitige Politik betr. des Bistums wird bis 1815 kurz dargestellt, unter besonderer Würdigung der Münsterschen Politik, die nur aus diesem hannov.-preuß. Gegensatz heraus zu verstehen ist.

I. Behördenorganisation: zu unterscheiden 3 Hauptabschnitte in d. Organisation: 1) Provisorium (vorläufige Lösung des Fürstent. aus dem westf. Staatsverband); datiert vom Tage der Besitzergreifg. an (4. XI. 1813). bis zur Auflösg. der mit ihr beauftragten Provisor. Reg.-Kommission (20. XII. 13) u. Uebertragung ihrer Geschäfte an die Reg. Kommission Hannov. 2) Ausbau des Provisoriums. 3) Definitivum, seit 1. V. 15 (Einführg. der hannov. Amts- u. Gerichtsverfassg., wie der neuen Stadtverfassungen). — Mit der Organisation an leitd. Stelle beauftragt: Hofrat Blum. Seine Hauptmitarbeiter: Hofrat Brandis, Amtmann Reiche. Uebergangsbehörden: 1) Prov. Reg.-Kommission (Blum, Arenhold) sieh. ob. 2) Distrikts-Komm. (Weinhagen, Neuhaus, v. Bötticher), für lokale Regierungsgeschäfte; aufgelöst mit 1. V. 15. 3) Domän.-Verw.-Komm. (Reiche, Hagemann, v. d. Wense) zur Verwaltg. des ehem. landesherrl. Domanialguts; Jan. 14—1. V. 17. 4) Stifts-Güter-Verw.-Komm. (v. Katte, Süllow, v. Loehausen) zur Verwaltg. des gesamt. Stifts- u. Klosterguts; Jan. 14. — Juni 18.

Allgemeine Organisationsgrundsätze:

A. Die Organisation des Fürstent. H. ist nur verständlich im Rahmen der seit 1815 eingeleiteten Neuordnung der hannov. Gesamtstaatsverfassg. Beide stehen in Wechselwirkg. zueinander. Das neue Verwaltungsprinzip — straffere Zentralisation nach außen und innen (Staatsganzes u. Glieder) — kam bei der Organisat. des Fürstentums H. zur schärfsten Ausprägung.

Die ob. genannten führenden 3 Organisatoren waren überzeugte Vertreter des Zentralisationsgedankens; sie fanden die Verhältnisse im Fürstentum besonders geeignet zur Verwirklichg. ihrer Ideen: 1) Hier wurzelte nicht wie in den alten Provinzen das althannv. Verwaltgssystem. 2) Der häufige Wechsel der Regiergssysteme (altfürstl.- preuß.- westf.- hannov.) hatte den Gesichtskreis der Bewohner erweitert u. sie Neuerungen zugänglicher gemacht. 3) Infolge der vertragsmäßigen Abtretg. des Fürstentums an das Königreich Westf. war die Aufhebg. der althild. Landesverfassg. dem Völkerrecht nach rechtswirksam.

Demgegenüb. standen als retardierende Momente: 1) der Grundsatz der Gerechtigkeit erlaubte keine Sonderbehandlg. des Fürstentums H. 2) Die hild. Ritterschaft stemmte sich jeder Schmälerg. ihrer hergebrachten Rechte entgeg. u. fand ein. starken Rückhalt zum Teil an der hannv. Regierg. (Adelsregiment) selbst.

B. In folgerichtiger Anwendg. des Zentralisationsprinzips erstrebte man eine möglichst innige Verknüpfg. der hild. Landesverfassg. u. -verwaltg. mit den hannov. Stammlanden, vorzüglich mit Calenberg: 1) Die hild. Landesverfassg. vor 1802 war der Calenbergs sehr ähnlich. 2) Demnach erschien die Aufhebg. der westf. Municipal- u. Gerichtsverfassg. u. Einführg. der hannov. Amtsverfassung als das gegebene. 3) Im Kurstaat Hannov. u. Bistum Hild. hatte es keine allg. Rechtskodifikation gegeben. Hier wie dort herrschte im wesentlichen das „gemeine Recht“ in seiner besonderen landschaftl. Ausprägung u. Fortbildg. Eine absolute Einheit der beiderseitigen Rechte ließ sich also nicht erzielen. Anderseits hätte das Fortbestehen des franz. (resp. preuß.) Rechts dem Fürstentum eine Sonderstellg. gegeben, was man vermeiden wollte. So entschloß man sich zur Wiederherstellg. des vor 1802 im Bistum gültigen Rechts, das wenigtsens auf der gleichen Basis wie das hannov. beruhte. Eine engere Uebereinstimmung sollte von Fall zu Fall geschaffen werden. 4) In Uebereinstimmung mit den althannov. Provinzen gingen die Hauptrechte der alten hild. Landschaft auf die allg. Ständeversammlung über, in der sie hinfort mit 8 Deputierten vertreten war. 5. Das Fürstentum erhielt keine höhere Regiergs- oder Finanzbehörde. Die Provinzialregierg. wurde mit der Calenbergs etc. vereinigt, die Finanzverwaltg. direkt kgl. Kammer unterstellt. (Steuerverwaltg. der Steuerdirektion Hannov.).

C. In allen Zweifelsfragen, die sich aus der besonderen Natur der rechtmäß. Abtretg. des Fürstentums H. an das Königr. Westf. ergaben, richtete man sich nach dem Vorgehen der preuß. Regierg. gegenüb. sein. linkselb., westf. gewesenen Provinzen. Obige Hauptorganisations- Grundsätze werden für die verschiedenen Verwaltungszweige im einzelnen verfolgt und deren Organisation kritisch untersucht (I. Amts- u. Stadtverfassg., II. Recht u. Gericht. III. Finanzwesen. IV. Landständische Verfassg. V. Kirche u. Schule. VI. Wirtschaft).

Ergebnis: In konsequenter Durchführg. des neuen Verwaltgsprinzips war die Assimilierg. des Fürstentums H. an die hannov. Stammlande erfolgreich angebahnt. Ihr waren die westfäl. Einrichtungen fast ausnahmslos, die preuß. großenteils (bis auf die neuen Stadtverfassungen, die sich eng an ihr preuß. Vorbild anlehnten) zum Opfer gefallen. Für das Fürstentum H. bedeutete die Neuordnung gegenüber den Zuständen von vor 1802 fast überall — bis auf die Ordnung der Rechte — einen gewaltigen

Fortschritt, dem aber eben erst durch die Umwälzungen der preuß u. westf. Regierungsperiode die Bahn frei gemacht worden war.

Die Arbeit beruht vornehmlich auf folgenden Quellen:

A. Hannov. Staatsarchiv: die Aktenfaszikel:
- I. aus dem Minister. des Inneren: Hannov. 104 II, 2, 7; 104a I 4, 104a II 2. 3. (reponierte Registratur).
  Innere Landesverwaltg.: Hannov. 80 Hild.
- II. aus dem Finanzminist.: Hannov. 79a I; Hannov. 76c F.
  Finanzverwaltg.: Hannov. 76a. Hild.
- III. aus dem Justisminist.: Hannov. 26.
- IV. aus dem Minist. der geistl.- u. Schulsachen: Hannov. 113 C.G.K.L.
  Verwaltg. der geistl.- u. Schulsachen: Hannov. 94.
- V. Kriegsminist.: Hannov. 47 III. Hannov. 41 E.
- VI. Akten der Hild. Distriktskommission 1813—15: Hild. Des. 11.
- VII. Akten der Londoner Kanzlei: Hannov. 92.
- VIII.: Hannv. 9 Hild., Domestica.

B. Hild. Stadtarchiv:
die Akten aus hannov. Zeit unter I, II, VI, XI.

Nr. 7. Mittlere und Neuere Geschichte.

Hermann Max, geb. zu Liebenburg a. H. 19. III. 93.

*Die politische Presse des Königreichs Hannover zur Zeit des Ministeriums Stüve, 1848–1850.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 20. XII. 22.

Die Arbeit will, indem sie die Ereignisse der Jahre 1848—50 wieder aufleben läßt so, wie sie sich spiegeln in der politischen Presse des Landes, ein Beitrag sein zur Geschichte der Revolution im Königreich Hannover überhaupt. In zeitungsgeschichtlicher Hinsicht verfolgt sie die Absicht einer Schilderung der Flitterwochen der hannoverschen Preßfreiheit: eine Menge Blätter entstehen mit dem Fallen der Zensur, um schon nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Nur einige, meist ältere, schon gefestigtere überstehen die bewegte Zeit. Der historisch-politische Zweck der Arbeit ist die Darstellung dessen, was für jene Zeit im Königreich Hannover die öffentliche Meinung zu nennen ist, d. h. die Aufweisung der vorhandenen Parteien, der ministeriellen, der konstitutionellen, der demokratischen, die den Kern des hannoverschen Volkes umfaßt, der republikanischen, vor allem in Göttingen, der radikalen, mit ihrer Hauptvertretung in Osnabrück und schließlich der reaktionär-konservativen. Auch zwei sozialistische Blätter finden sich bereits, in Göttingen und Aurich. Aus der großen Zahl der in der hannoverschen Journalistik jener Zeit tätigen Persönlichkeiten werden die bedeutendsten schärfer herausgearbeitet, so Stüve, dessen »Montagsartikel« in der Hannoverschen Zeitung eingehende Behandlung finden; Theodor Althaus, der glühende Demokrat und Redakteur der Zeitung für Norddeutschland; Carl Gödeke; Adolf Ellissen, der hervorragendste Freigeist Göttingens; endlich F. W. Miquel, der Auricher Sozialist. — Als Quellen kamen in Frage die Zeitungen der Städte Hannover, Osnabrück, Göttingen, Hildesheim, Nienburg, Celle, Clausthal, Lüneburg, Aurich und Emden, sowie Aktenmaterial aus dem Archiv in Hannover

---

Nr. 8. Mittlere und Neuere Geschichte.

Hans Nüß, geb. zu Lübeck 12. VII. 98.

*Grenzen und Grenzsetzung in Nordalbingien.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 24. I. 23.

Die Abhandlung soll zwei Fragen beantworten: wie hat sich die Landaufteilung Nordalbingiens vollzogen, und wann ist sie spätestens beendet?

I. Adam von Bremen beschreibt Nordalbingien als das Land zwischen Nordsee, Elbe, Peene und Eider. Dies Gebiet hat seinen besonderen Charakter durch einen mehrfachen Wechsel der Bevölkerung erhalten. Die Vorgänge der ältesten Zeit sind dunkel. Zuverlässige Nachrichten liegen erst über das Ringen zwischen Deutschen und Slaven vor. Unter Karl dem Gr. setzten die Kämpfe ein und haben fast 400 Jahre gedauert. Die vielumstrittene Frage, ob die Wenden ausgerottet oder germanisiert wurden, läßt sich so allgemein gar nicht entscheiden; die Dinge liegen von Fall zu Fall anders.

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Nordalbingiens nimmt das Erzbistum Hamburg-Bremen ein. Durch zahllose Fälschungen ist die Uebersicht sehr erschwert. Für unsere Arbeit war es nötig, den Umfang der Diözese genau festzustellen. Die Untersuchung ergab, daß bis auf Otto I. Eider und limes Saxoniae die Grenze gebildet haben, Ostholstein und Mecklenburg unterstanden nur der erzbischöflichen Mission. Erst unter Otto dem Gr. hat der hamburgische Metropolitansprengel seine Ausdehnung bis an die Peene und Elde erhalten.

II. Während die Idee der Grenzabsetzung aus privatrechtlichen Besitzverhältnissen hervorgegangen ist, tritt sie uns quellenmäßig zuerst in der räumlichen Begrenzung der Bistümer entgegen. — Im 12. Jh., unmittelbar nach Beginn der Kolonisation, werden auch schon Pfarrbezirke und Zehntsprengel umschrieben; die ältesten Beispiele liegen aus den Elbmarschen vor. — Durch Verschmelzung von öffentlichrechtlichen Befugnissen mit Erb- und Besitzrechten entstanden früh scharf umgrenzte Herrschaften. Landscheiden mit wehrhaftem Charakter waren das Dannewerk und der limes Saxoniae. — Für städtische Grenzen sind etwa 10 Belege vorhanden, von denen die meisten aus dem 13 Jh. stammen. Eine besondere Gruppe stellen die mit Befestigungen (Landwehren) umgebenen Stadtmarken dar. Hierher gehören Lübeck, Parchim, Wismar und andere. — Die Aufzeichnung von Dorfscheiden geschah fast ausschließlich bei Streitigkeiten oder Besitzwechsel. So erklärt sich die geringe Zahl der vorhandenen Flurbeschreibungen. Wie die fertigen Marken entstanden sind, läßt sich aus unsern Quellen nicht entnehmen. Die mensuratio per funiculum diente lediglich zur Ermittlung der Hufenzahl. — Die Stifter unterschieden sich ursprünglich nicht von andern privaten Besitzungen. Durch Immunitätsprivilegien erhielten sie jedoch öffentlichrechtliche Bedeutung. Dies zeigt sich auch in der Grenzsetzung. Von allen bedeutenden Feldklöstern Nordalbingiens sind Grenzurkunden überliefert. — Die allgemeine Abgrenzung des Privatbesitzes hat ohne Zweifel mit der deutschen Einwanderung zugleich begonnen. Seit dem 13. Jh. werden in Einzelfällen die Scheiden privater Besitzungen verbrieft.

III. In ältester Zeit bildeten Flüsse das Hauptbegrenzungsmittel. Wichtige Marken an Wasserläufen waren Furten und Brücken. Sehr häufig dienten Seen, Teiche, Moore als Gebietsscheiden. Das Wort fossatum bezeichnet einen künstlich angelegten Wassergraben. Zu den feuchten Grenzen gehört auch die Linie, auf der Alluvium und Diluvium aneinanderstoßen. Natürliche Anhöhen wie auch Bodensenken werden früh erwähnt, ebenso Hünengräber, künstliche Hügel, Steine, Bäume von auffallendem Aussehen oder mit eingehauenen Zeichen. Crux und statua finden sich selten, Pfähle fast nur bei Scheiden von Wasserflächen oder privaten Grundstücken. Große Bedeutung haben die Wege; der Wald war nur anfangs ein geeignetes Begrenzungsmittel. Bei den vorkommenden aggeres handelt es sich im allgemeinen um Mühlen- oder Staudämme. Viele Flurnamen und geographische Bezeichnungen sind heute unbekannt und lassen sich daher keiner bestimmten Gattung von Marken zuordnen. Sehr oft wird uns die Größe eines Gebietes in der Weise beschrieben, daß auf einelnen Abschnitten, zuweilen auch ringsherum die angrenzenden Bezirke aufgezählt werden. Mit der Genauigkeit solcher Angaben ist es in der Regel schlecht bestellt. Die Frage nach der Verwendung bestimmter Längen- und Flächenmaße kann wegen des geringen Materials nicht beantwortet werden. — Die heute in Nordalbingien sehr verbreiteten Knicks entstanden erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, mit dem Beginn landwirtschaftlichen Großbetriebs. — Zur Wahrung und Erhaltung der Scheiden fanden Grenzumzüge statt, oft regelmäßig und mit großer Feierlichkeit.

Ergebnis. Die Landaufteilung Nordalbingiens ist spätestens 1375 abgeschlossen, wie bereits auf Grund archäologischer Forschungen vermutet wurde. — In den älteren Grenzbeschreibungen überwiegen die nassen Grenzen bei weitem; später verschwinden Flüsse, Bäche, Seen immer mehr unter den Ortsangaben, und an ihre Stelle treten Besitz- und Kulturscheiden. Hierin liegt der eigentliche Grund für den oft sonderbaren Verlauf der heutigen Dorfgrenzen.

Nr. 9. Mittlere und Neuere Geschichte.

Jwan Panaiotoff, geb. zu Samokow (Bulgarien) 9. XI. 85.

*Vorgeschichte und Entstehung des Balkanbundes von 1912.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 28. II. 23.

Die Gründung des Balkanbundes stellt einen Versuch der Balkanvölker dar, die Balkanfrage zu lösen. Nur als Zusammenschluß von Balkanstaaten betrachtet, hat der Bund rein lokale Bedeutung; doch insofern er in die Einflußsphäre nicht-balkanischer Mächte wie Oesterreich-Ungarns und Rußlands eingreift, und Rußland bei seiner Vorbereitung gegen Oesterreich-Ungarn tätig war, ist er ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Meine Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte: der erste beschäftigt sich mit der Vorgeschichte des Bundes, der zweite mit der Bildung des Bundes selbst.

I. Vorgeschichte des Bundes.

In diesem Abschnitt habe ich versucht, die Lage der Balkanstaaten und ihre Nebenbuhlerschaft sowie die russisch-österreichische Rivalität und

ihre Einwirkung auf die Balkanstaaten für die Zeit vom Berliner Kongreß bis zum Jahre 1909 darzulegen; außer den früher bekannten dienten insbesondere nachstehende Quellen: Ministère des affaires Etrangères: La Question Bulgare et les Etats Balkaniques, Sofia 1919; Boghitchevitch, Dr. M., Kriegsursachen, Beiträge zur Erforschung der Ursachen des europäischen Krieges mit spezieller Berücksichtigung Rußlands und Serbiens. Zürich 1919; Auswärtiges Amt, Dokumente aus den russischen Geheimarchiven, soweit sie bis zum 1. Juli 1918 eingegangen sind, Berlin 1918; Carnegie Foundation, Report of the International Commission to inquire into the causes and conduct of the Balkan wars, Washington 1914; Memoir presented to the governments of the U. S. America, of Great Britain and Ireland, of France, of Italy and of Japan by the executive Committee of the Brotherhoods of the Macedonian Emigration in Bulgaria, Sofia 1919; Memoire de l'organisation Intérieure: La Macedoine et le vilayet d'Adrianople 1893—1903.

II. Die Entstehung des Balkanbundes.

In diesem Abschnitt habe ich hauptsächlich die folgenden Quellen benutzt: Siebert, B. v., Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre, Berlin 1921; Guechoff, L'Alliance Balkanique, Paris 1915; Prestupnoto Besumie i Anketata po Nego, Sofia 1914; La genèse de la Guerre mondiale: la debâcle de l'alliance Balkanique, Berne 1919; das obengenannte Werk von Boghitchevitch; Bourchier, James, D., The Balkan League, The London Times, Juni 4., 5., 7., 11. und 13. 1913; der obengenannte Bericht von Carnegie Foundation, Carnegie Endowment for International Peace, Division of Economics and History, Nationalism and War in the Near East, by a Diplomat, Oxford, 1915. Die Ereignisse in diesem Zusammenhang stellten sich folgendermaßen dar:

Nach zweimaliger Niederlage (1887 und 1909) versuchte die russische Diplomatie nun auf neuem Wege die Ausbreitung österreichischen Einflusses, auf dem Balkan zu hemmen. Sie unternahm die Bildung eines Bündnisses der Balkanstaaten und der Türkei. Der Gedanke war nicht neu, doch waren bisher alle Bündnisversuche an den Sonderbestrebungen der einzelnen Balkanstaaten gescheitert. Um diesmal Erfolg zu haben, schickte man gewiegte Diplomaten nach Belgrad und Konstantinopel und bemühte sich auch in Sofia. Obgleich der Gedanke allen drei Regierungen annehmbar schien, kam es nicht zum gewünschten Ergebnis. Besonders in Sofia war ein Bündnis mit Serbien auf Kosten von Zugeständnissen in Mazedonien gar nicht populär. Damals wirkte König Ferdinand auf eine Festigung der schon bestehenden guten Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland hin, und hoffte so Bulgariens Ziele ohne Aufgabe Mazedoniens zu erreichen. Die ersten Versuche, ein Bündnis zustande zu bringen, mißlangen also. Im Jahre 1910 aber bemühten sich alle Balkanstaaten, zu einer Verständigung mit der Türkei zu kommen. Besonders Bulgarien machte 1911 entschiedene Versuche dazu. Doch bekam die jungtürkische Revolution chauvinistischen Charakter, und durch die Verfolgungen gegen die innerhalb der Türkei lebenden anderen Nationalitäten wurden die Balkanstaaten zu einem Zusammenschluß gegen die Türkei veranlaßt.

Infolge der Initiative Serbiens in den Jahren 1909 und 1911 und Griechenlands 1910 und 1911, infolge des Fehlschlages der Verhandlungen mit der

Türkei (1911) und durch den italienisch-türkischen Krieg konnten Bulgarien, Serbien und Griechenland in Form von Verträgen und Militärkonventionen zu einem Bündnis gelangen: der serbisch-bulgarische Vertrag wurde mit Hilfe Rußlands und mit Wissen Englands, Frankreichs und vielleicht Italiens geschlossen und am 13. März 1912 unterzeichnet, eine Militärkonvention wurde am 12. Mai angefügt; der griechisch-bulgarische Vertrag wurde — gleichfalls mit Wissen und Zustimmung Rußlands — am 29. Mai 1912 unterzeichnet. Ein Krieg wurde zwar nicht ins Auge gefaßt, jedoch Maßregeln getroffen, damit die Balkanstaaten nicht von den Ereignissen überrascht würden. Der Vertrag mit Montenegro wurde Ende August unterfertigt. Rumänien zu gewinnen, gelang nicht. Die Kräfte der Balkanstaaten waren zwar gering, doch suchte man sie durch Rußlands Beistand zu stärken. Rußland aber, das gewahrte, wie das gegen Oesterreich-Ungarn gedachte Bündnis sich in ein gegen die Türkei gerichtetes verwandelt hatte, so daß die ganze Frage des nahen Ostens in einem Augenblick aufgerollt wurde, wo Rußland noch nicht die erste Rolle dabei spielen konnte, — Rußland versagte nicht nur seine Mitwirkung, sondern tat alles Mögliche, um die Balkanstaaten von aggressiven Maßnahmen gegen die Türkei abzuhalten, indem es ihnen mit den ernsten Folgen eines solchen Vorgehens drohte.

Angesichts der Verhältnisse in der Türkei (der Aufstände in Albanien und Arabien), angesichts der Komplikationen des italienisch-türkischen Krieges und des Versuchs der Wiener Regierung, auf Kosten der anderen Nationalitäten in der Türkei ein starkes Albanien zu schaffen, rüsteten sich die Balkanstaaten zum entscheidenden Schlage: den Verträgen wurden Militärabkommen angefügt, die nötigen Vorbereitungen getroffen. Der türkische Plan, an der bulgarischen Grenze Manöver abzuhalten, wurde als casus belli genommen, und die Verbündeten mobilisierten (1. Oktober). Am 8. Oktober erklärte Montenegro den Krieg, und die Verbündeten folgten.

Die Bedeutung des Balkanbundes liegt darin, daß die Balkanstaaten, ihrer eignen Kraft bewußt, sich von der Vormundschaft Europas freimachten und ihre Probleme selbständig zu lösen versuchten. Zweitens trug der Balkanbund erheblich zur Neuverteilung der Kräfte der europäischen Mächte bei und bereitete sie so zum Weltkrieg vor.

Nr. 10. Mittlere und Neuere Geschichte.

Wilhelm Röpke, geb. zu Morsum (Kr. Verden) 5. III. 98.

*Beiträge zur Siedlungs-, Rechts-, Wirtschaftsgeschichte der bäuerlichen Bevölkerung in der ehemaligen Grafschaft Hoya.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 13. XII. 22.

Mit den ersten Einblicken in die Verhältnisse unseres Gebietes — am Anfang des 13. Jahrh. — erscheint die Bevölkerung zum weitaus größten Teil hörig. Die Hörigkeit wirkt vor allem durch das Recht der Herrn, die Laten zu beerben. Ursprünglich fällt ihnen der ganze Nachlaß zu, nach und nach werden die Kinder der Hörigen Miterben. Mit ihnen teilt fortan der Herr zur Hälfte. Für die offenbar strenge Handhabung des Sterbfallrechtes geben einen Anhalt die relativ hohen Summen bei Veräußerung dieses Rechtes, veranlaßt dadurch, daß die Hörigen von einer Grundherrschaft in die andere

heiraten. Der Herr, der seine Laten nicht daran hindern kann, sucht mit Rücksicht auf seine grundherrlichen Gerechtigkeiten die Leibherrschaft der Leute auf seinen Gütern durch Kauf und Austausch an sich zu bringen. Eine Schollenpflichtigkeit, wenn sie besteht, ist nur wenig dem Rechtsbewußtsein gegenwärtig. Die grundherrlichen Abgaben werden meist in Naturalien geleistet. Sie sind nach der Hufe bemessen, jedoch steigerungsfähig, denn das ganze Verhältnis der Bauern zum Grundherrn entbehrt der festen rechtlichen Regelung. Es ist völlig auf das Herkommen gestellt und dieses bindet im einzelnen den Herrn nicht.

Eine kleine Minderheit von freien Leuten bilden die Holländer, die in einigen Bruchgebieten angesiedelt sind. Dazu kommt eine Gruppe Altfreier, die zum Teil in die Ministerialität eintritt, zum Teil in der hörigen Bevölkerung aufgeht. Während so der freie Grund und Boden verschwindet, kommen aus den Nachbarterritorien Leute, die sich dort vor dem Auszug freigekauft haben. Im ganzen ein besitzloses Volk, zu dem die freien Handwerker kommen, die von den Städten aus auf dem Lande sich niederlassen. Da ihnen und ihren Kindern hier und da erledigte Höfe eingetan werden, entsteht eine neue Gruppe in der landbesitzenden Bevölkerung, — die freien, nur grundherrlich gebundenen Bauern. Weil in Folge des zunehmenden Geldverkehrs der Freikauf der von den Höfen abziehenden Kinder mehr und mehr in Uebung kommt, dehnt sich der freie Bauernstand rasch aus.

Vom 15. zum 16. Jahrh. nimmt die Leibherrschaft immer stärker einen dinglichen Charakter an, so daß schließlich das Leibeigentum am Gute hängt und ein leibeigener Hof die Leute leibeigen macht. Der vorbeschriebenen Ausbreitung der Freiheit wird damit ein Riegel vorgeschoben. Aber die hörigen Bauern, angereitzt durch die Stellung der freien Leute, suchen nun auch die Höfe vom Leibeigentum freizukaufen. Die Naturalteilung des Sterbfalls kommt im 16. Jahrhundert aus der Uebung. Der Herr läßt sich mit Geld abfinden. Es bilden sich bald Taxen für einzelne Höfeklassen, die sich rasch festigen. Der Gedanke der Teilung geht völlig verloren. Mit der Geldentwertung verliert der Sterbfall sein drückendes Gewicht und damit hören auch die Bestrebungen der Hörigen auf, sich vom Leibeigentum zu befreien.

Die Sterbfalltaxen kann der Herr im 16. Jahrhundert nicht über das billige Herkommen mehr steigern. Mit dem Ausbau der landesherrlichen Verwaltung ist sein Pfändungsrecht auf liquide Gefälle beschränkt worden. Er muß sich in allen übrigen Fällen an die öffentliche Exekutive wenden. Zwischen ihn und den Bauern tritt das Amt mit der Folge, daß das Recht der Bauern sich stark festigt. Ihre jährlichen Gefälle können nicht gesteigert und sie selbst nicht mehr grundlos abgesetzt werden. Die Kinder und auch die Seitenverwandten haben ein sicheres Erbrecht am Besitz. Die Abgaben sind meist zu Geld gesetzt und verlieren mit der Preisrevolution der folgenden Jahrhunderte stark an Bedeutung. Was der Bauer damit gewinnt, nimmt ihm die Steuer, deren Erhebungsapparat noch höchst unvollkommen arbeitet. Anderseits wird die Steuer die Triebfeder des sogenannten Bauernschutzes. Die Grundherrn versuchen bei den allgemein günstigen ökonomischen Bedingungen, die Eigenproduktion zu fördern. Sie vermögen jedoch durchgehend ihre Güter nicht über die Rangordnung der großen Bauernhöfe zu heben infolge der ungemeinen Streulage der grundherrlichen Gerechtigkeiten und der relativen Armut an Frondienstpflichtigen. Gutsherrschaften größeren Stiles nach

ostdeutscher Art errichtet nur der Landesherr, der über genügend Pflichtige verfügt.

Die Folge ist für die Bauern eine erhebliche Steigerung des Frondienstes, bis auf 2—3 Tage in der Woche. Der Frondienst legt den Grund für die wirtschaftliche und soziale Struktur der Bevölkerung. Nach dem Frondienst teilt man die spannfähigen Höfe in Voll-, Halb- und Viertelspännerhöfe und danach in Voll-, Halb- und Viertelmeierhöfe. Der Bezeichnung Meierhof liegt kein besonderes Rechtsverhältnis zu Grunde. Der Begriff geht aus von den Haupthöfen der im 13. Jahrhundert aufgelösten Villikationen und dehnt sich allmählich auf alle Hufengüter aus, ohne Rücksicht, ob Freie oder Hörige sie bebauen. Diese Höfe werden damit in Gegensatz gestellt zu den Kotstellen. Es lassen sich die Kotstellen als Zusiedlungen erweisen, die vor allem im 14. und 15. Jahrhundert entstanden. Die kleinsten und jüngsten Ansiedler zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden von den Kötern als besondere Gruppe der Brinksitzer auf Grund des Frondienstes abgetrennt. Ihnen rechnet man alle Anbauer vom Anfang des 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts zu.

Die Schichtung der Siedlung läßt sich heute noch deutlich erkennen. Nach dem gegenwärtigen Siedlungscharakter gehört die Grafschaft mit weiten Teilen, namentlich mit den Geestdistrikten in das Gebiet der Einzelsiedlung. Aber die ursprüngliche Siedlung ist auch hier dorfmäßig. An Hand der Karte ist der Beweis geliefert, daß die Meiergüter überall, je nach den natürlichen Bedingungen, von 3 bis 30 dorfmäßig geschlossen zusammenliegen, daß alle Einzelhöfe Kot- und Brinkstellen sind, die in ursprünglich dünnbesiedelten Gebieten sich zu großen Höfen entwickeln konnten, während ihnen in den von Haus aus fruchtbaren Gegenden Ackerland nur in beschränktem Maße zugestanden wurde.

Während des 16. Jahrhunderts ist die Lage der Bauern wenig günstig. Verschlimmert wird sie durch den 30jährigen Krieg, jedoch tritt ein augenscheinlicher Bevölkerungsrückgang und ein Rückgang der Anbaufläche nicht ein. Die Folge des Zeitraums ist eine starke Verarmung durch die Kontributionslasten. Die Höfe wiederherzustellen bildet den Inhalt einer reichen gesetzgeberischen Tätigkeit. Das bäuerliche Besitzrecht wird dadurch kodifiziert. Die Tätigkeit des Amtes wächst erheblich. Unangenehm bemerkbar macht sich die Ueberlastung auf dem Gebiet der Rechtsprechung, die vom Go- und Landgericht im 17. Jahrhundert ganz an das Amt übergeht. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit ruhiger Vorwärtsentwicklung der immer noch stark belasteten Bevölkerung. Einen kurzen, schweren Rückschlag bringt der siebenjährige Krieg. Dann folgen Zeiten schnellen Aufstiegs unter glücklicher Conjunktur der ländlichen Produkte. Die Regierung sucht durch Reformen zu fördern. Der Frondienst wird in Geldrenten verwandelt. Versuche die Gemeinheiten zu verkoppeln, scheitern zunächst an dem konservativen Sinn der Bevölkerung. Anfänglichen Erfolg dagegen haben die Populationsbestrebungen.

Die relativ günstige Lage in der Grafschaft Hoya ergibt ein Vergleich mit derjenigen im Bistum Münster, wo ursprüglich dieselben Verhältnisse herrschten. Zeugnis legen vor allem davon ab die zahlreichen Freikäufe von grundherrlichen Gerechtigkeiten.

Die Arbeit beruht auf den Akten des Staatsarchivs zu Hannover. Aus ihnen und der offiziellen Statistik stammen auch die beigegebenen Tabellen.

Nr. 11. Mittlere und Neuere Geschichte.

Karl Thiel, geb. zu Cassel 25. XII. 95.

*Friedrich Schlegel und die Reformation.**

Ref.: Prof. Max Lehmann. Prüf.: 8. III. 22.

Während Novalis, der poetisch- imaginative Geist der romantischen Schule, in seiner Christenheit oder Europa die historische Apotheose des Mittelalters verkündete, war der ebenfalls bewegliche, aber mehr philosophisch bestimmte Intellekt Friedrich Schlegels über die Kanonisierung der Antike hinweg zu kargen Betrachtungen der mittleren und neueren Geschichte gekommen. Gering an Inhalt, wie dieses, war auch, was er der Reformation widmete. Näher lag es ihm, das Allgemeine, die Ideen mittlerer und neuerer Geschichte, in der Art Rankes darzulegen. Was er über Zeitgeschichte sagt, ist weiter nichts als die Ausgeburt eines ästhetisch spielenden Intellekts, eines Geistes, der sich im paradox überschäumenden Geistesspiel üppig gebärdet. Und ebenso verhält es sich mit seiner Bildungsreligion auch hier nichts Erdenfestes und Echtes. So ist Schlegels Verhältnis zur Reformation bis 1804 ein negatives. Erst in seinem Aufsatz vom Charakterder Protestanten entwirft er eine idealtypische Konstruktion von dem Wesen des Protestantismus. Polemik erkennt er als das protestantische Lebensprinzip an, für negativ erklärt er dessen Wirkung in der Welt, während die Verkündigung einer Palingenesie der echten Religion auf den Uebertritt Schlegels zum katholischen Glauben hinweist.

Der Bund mit der Kirche bedeutete zugleich eine Aufgabe des Philosophisch- Aesthetischen zu gunsten der Historie; das Absolute besaß er jetzt in der katholischen Religion, und so suchte er literarisch das Besondere der Geschichte zu betrachten. Seine drei Werke

1) die Vorlesungen über die neuere Geschichte 1810
2) die Geschichte der alten und neuen Literatur 1815
3) die Philosophie der Geschichte 1829

lassen schon ahnen, daß bei ihm Geschichtsgeist, philosophisches Denken und religiöses Bedürfnis eine geistige Synthese eingegangen waren. Die neuere Geschichte gibt rein politische Historie, die Literaturgeschichte schildert die kulturelle Entwicklung, die Philosophie der Geschichte dagegen müssen wir als Theodicee ansehen.

Der katholische Schegel beurteilt das Mittelalter anders als der Frühromantiker. Er hat das Frühmittelalter so enthusiastisch verehrt, wie es nur je in dem Kreise christlich-germanischer Staats- und Geschichtsauffassung geschehen ist. Da, wo er das erste Auftauchen der modernen Staatskunst wittert, wie in der Politik Friedrichs II. (wo er das römische Recht wieder aus dem Trümmerhaufen der Antike auftauchen sieht) oder wo die Scholastik sich nicht ganz der Kirche einfügt, verhält er sich ablehnend. Alle diese Epochen versinken für ihn in das Unbedeutende, wenn er zu der Betrachtung der Reformation übergeht. Für ihn war sie die Schicksalswende der neueren Jahrhunderte, die von da ab unerbittlich alle Zukunft gestaltete. Der moderne Staat, die moderne Kunst und die metaphysischen Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts sind nur zu begreifen als Geburten aus dem Geiste der Reformation — als Protestantismus des Staates, der Wissenschaft u. s. w. Die Reformation selbst hat zwei

Ursachen ihrer Entstehung, einmal die historisch zufällige in dem Italien der Hochrenaissance, ein andermal die allgemeine in der philosophischen Situation der Zeit, in dem Widerspruch zwischen Religion und philosophischem Denken; denn in dem philosophischen Zeitgeist sah Schlegel die Dominante jeder Epoche.

Diese Zeit gestalteten die großen Individuen, sie schufen neue Formen, neues Leben. In Reuchlin sah Schlegel den wahren Reformator, in Hutten dagegen den Demagogen. Aber der Mann, dessen dämonisches Wesen das Schicksal einer Welt im eignen Busen finden und lösen ließ, war Luther, dessen von tiefsten und unfaßbaren Leidenschaften durchwühlte Natur er zum erstenmale begriffen haben will. Konnte es da anders sein, als daß er in dem Reformator den Schöpfer der Reformation sah, während seine stillen Sympathien dem zarten und versöhnlichen Melanchthon galten.

Was sich diesen vier Männern gegenüber als Anerkennung, Staunen und Entsetzen, Billigung oder Verdammung zeigte, schlug bei der Betrachtung Karls V. in Bewunderung um. Die Apologie Schlegels sah zwar in der Wormser Politik von 1521 den schwersten Fehler, ließ aber die Persönlichkeit des Kaisers als schuldlos an dem schmalkaldischen Kriege erscheinen.

Das Interim Karls war ebenso vergeblich wie das Konzil zu Trient, die Trennung war und blieb ein unabänderliches Fatum. Die Möglicheit einer Reform ohne Glaubenstrennung hat Schlegel 1815 noch bejaht, während er sie in seiner Philosophie der Geschichte verneint. Der Protestantismus, wie er sich nun einmal in der Geschichte als ein alles umformendes und bewegendes Element erwies, wandelte die politische und kulturelle Welt von Grund auf um. Als staatlich nicht anerkannte Religion zersetzte er das Gefüge völlig katholischer Staaten, wobei der Calvinismus revolutionärer, destruktiver auftrat als das Luthertum. Nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gestaltete der Protestantismus die Staatenwelt aufs tiefste um. Persönlichkeiten wie Philipp II. und Cromwell wären ohne die Reformation unmöglich gewesen. Eine wechselseitig gesteigerte Entwicklung der Geschichte folgt den Spuren des Protestantismus bei seiner Ausbreitung in Europa und in Amerika. In der Schweiz bleibtdas konfessionelle Gleichgewicht gewahrt. Während in Skandinavien die Reformation von oben durchgeführt wird wie in England, das nach viel-fachem Wechsel der Dynasten schließlich protestantisch bleibt, bewahrt Spanien seinen alten katholischen Charakter. England blieb ein Reich des gemäßigten Protestantismus, Amerika ein Staat von Puritanern. Der Weg zum Verständnis für die geistige, politische Welt des fernen Westensgeht über die Reformation. Frankreich ist das Land des Jansenismus, des Gallikanismus, ist der Staat, der die Religion in seine Dienste stellt. In Deutschland erkannte der westfälische Friede die Glaubensspaltung an. Schlegel hält diesen Ausgang für gut, denn der Sieg der einen Konfession über die andere hätte als ein Akt der Gewalt nichts Gutes bringen können.

Auch die Welt des reinen Geistes, die Künste, Wissenschaften und die Philosophie des Abendlandes erhielt neue Impulse von der Reformation, aber viel mehr verkümmerte unter ihrem Einfluß. Die Dichtkunst der protestantischen Länder ging dem Verfall entgegen, während sie in katholischen blühte. Auf protestantischem Boden, in Holland, verdrängt die Profan-Kunst die religiösen Stoffe und den Gehalt. Nur eines schuf der Protestantismus

von dauerndem Wert — Luthers Bibelübersetzung. Eine neue Philosophie gebar der Protestantismus nicht, er nahm nur altes auf — Aristoteles und Plato. Das philosophische Denken mit der Religion zu versöhnen, vermochten die Reformatoren nicht. Aber indirekt inaugurierte die Reformation die Aufklärung als Protestantismus des Wissens. Außer einem Hugo Grotius hat der Protestantismus in der Folgezeit keine Persönlichkeit von geschichtlichem Gewicht gehabt, er verlor sich in der verneinenden und zersetzenden Welt des Rationalismus, als dessen drei Repräsentanten Schlegel Sozini, Spinoza und Locke ansieht, die an die Stelle Gottes irgend eine Weltformel oder einen Begriff des Absoluten setzen.

Nr. 12. Klassische Philologie.

Hans Drexler, geb. zu Niesky 11. III. 95.

*Observationes Plautinae quae maxime ad accentum linguae Latinae spectant.**

Ref.: Prof. Reitzenstein. Korref: Prof. Hermann. Prüf.: 19. 7. 22.

* *Weitere Mitteilungen erscheinen in der Zeitschrift „Glotta.“*

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprach- und Versakzent in der altlateinischen Metrik hat bei einem „non liquet“ geendet. Aber es ist eben ungewiß, ob Sprach- gleich Wortakzent ist und man nicht vielmehr den Satzakzent von allem in Betracht ziehen muß. Ueber ihn ließe sich etwas herausbekommen entweder, indem man Gruppen regelmäßig zusammengehörender Worte auf ihren Akzent untersucht oder einzelne Wortklassen (dies gemeint in Hinsicht der grammatischen Funktion wie des Wortkörpers) durch den Satz verfolgt, d. h. fragt, wie sie unter verschiedenen syntaktischen Bedingungen betont werden.

Beispiel der ersten Art: meus tuus suus + Substantiv, der zweiten: jambische Verbalformen.

I. Es ergeben sich folgende Regeln:

Bei Verbindung mit einem jambischen Substantiv:

a) méus patér, mí patér 150 + 36 ×
Dagegen heißt es: hic páter est vester Poen. 1259
(Aul. 619. Andr. 792) bei prädikativem Gebrauch.

b) méum erum, mí ere 28 + 6 ×
meum erúm (scheinbar konjunkt) 9 ×
nicht: meum érum.

c) patér meus, patér mi. 22 + 6 ×
(áb) ero méo.. (Pers. 461) 15 ×
érus meús (nicht páter meús). 11 ×
Alles andere ist selten oder unsicher.

Bei der Verbindung mit einem Monosyllabum:

méam rem, mí vir 43 + 13 ×
meam rém, mi vír 8 + 4 ×
(scheinbar konjunkt)
meám rem nach Präpositionen u. s. w.
rém tuám 14 ×
vir túos (scheinbar konjunkt) 6 ×

Auch bei längeren und schwereren Substantiven herrscht offenbar fester Brauch. Namentlich pflegen diese ihren Akzent nicht leicht zu verschieben. Aber das Einzelne ist hier doch viel unsicherer. Darum wurden auch für die Untersuchung des zweiten Kapitels jambische Wörter, bei denen die Dinge am klarsten lagen, gewählt, und zwar Verbalformen.

II. 1. Die jambischen Verbalformen sind entweder anfangsbetont oder unbetont oder jambisch betont. Ferner erscheinen sie in den Gruppen quíd agis und quid agís (und ähnlichen) mit Monosyllaben zu einem fallenden oder steigenden Anapaest verbunden. Es ist zu untersuchen, wie sich diese 5 Gruppen zueinander verhalten.

2. Aeußerst selten erscheinen jambische Verbalformen am Kolonschluß unbetont. (cf. Amph. 407. Pers. 462).

3. Selten bildet das jambische Verbum bei enger syntaktischer Verbindung mit dem vorangehenden Wort mit seiner 1. Silbe die 2. Kürze einer aufgelösten Hebung, vollends selten nach pyrrhichischem Wort. (Aul. 831 itá loquor + +).

4. Das jambische Verbum folgt bei enger syntaktischer Verbindung mit einem 2 morigen Monosyllabum oder pyrrhichischem Wort diesem jambisch betont, einem einmorigen unbetont (nón potést, quíd agis). Letztere Gruppe erscheint (seltener) auch als steigender Anapaest betont. Anfangsbetonung kommt der absoluten Stellung und der nach vorwärts weisenden Beziehung zu (et cáve.. Haut. 302), vergl. iám sció, scío iam, scio iám (selten).

5. Diese Gruppen sind nicht „ein Wort“ oder „Komposita“ oder doch „locutiones“, sondern es handelt sich um eine Veränderungsfähigkeit des Akzents im Satz. (Vergleiche über Komposition und Worteinung: Paul Prinzipien der Sprachgeschichte[5] 328 ff.). Damit ergibt sich für das plautinische Latein eine Eigentümlichkeit, die sich irgendwie zwischen den alten Anfangsakzent und den späteren Dreisilbenakzent, (der seinen Platz behielt, auch als die Quantitätsunterschiede schwanden), historisch einordnet.

6. b. Etwas Sprachliches scheint auch zu Grunde zu liegen bei der festen Betonung von Verbindungen wie quantúm potést, certó sció u. s. w., wo die umgekehrte Betonung fast völlig fehlt. Und zwar handelt es sich auch hier nicht um „ein Wort,“ sondern um Veränderlichkeit im Satz.

Einzelheiten, auch sehr wichtige, fehlen in diesem Bericht. Von dem Rest der Untersuchung ist in der Arbeit selbst nur kurz am Ende referiert.

Nr. 13. Klassische Philologie

Günther Goldschmidt, geb. zu Gotha 21. V. 94.

Heliodori carmina quatuor ad fidem codicis Casselani.

Ref.: Prof. Reitzenstein. Korref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 15. VI. 21.

Die Dissertation erscheint in Bd. 19, 2 der Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten, herausgegeben von Weinreich. Gießen, Töpelmann, 1923.

Nr. 14. Klassische Philologie.

Hermann Täger, geb. zu Burg bei Magdeburg 1. IX. 92.

*De Aristoxeni libro Pythagorico.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 26. IV. 22.

Auf die Darstellung der pythagoreischen Ethik hat Aristoxenos den maßgebenden Einfluß ausgeübt. Rohdes Arbeit über die Fragmente (Rh. M. 26. 27) bedarf nur im einzelnen der Ergänzung (Jambl. V. P. § 94—6. 164—6. 137—140.). Mewaldts Zuweisung an 2 getrennte Bücher, von denen eins über den βίος handelte, eins die ἀποφάσεις enthielt, läßt sich nicht aufrechterhalten, da die nach Mewaldt für das eine Buch charakteristischen Wendungen sich auch für die andere Klasse von Bruchstücken aufzeigen lassen (vgl. z. B. 96—99 mit 101, 163. 4 mit 174—6). Aristoxenos pflegte die Lehren und Vorschriften der Pythagoreer durch angeschlossene Beispiele aus ihrem Leben zu beleuchten. (cf. Jambl. § 164—166, § 197, § 234). Dagegen sind die Bruchstücke abzusondern, in denen Aristox. von Pythagoras selbst spricht. Er hat nämlich nicht nur von den letzten Pythagoreern berichtet, (so Rohde), sondern ein Lebensbild des großen Mannes gegeben. Diese Lebensbeschreibung des Pythagoras war freilich nur kurz, weil Aristox. alle Lehren und Vorschriften, die eigentliche pyth. Philosophie für sich allein so schilderte, wie sie bei den letzten Pythagoreern war. Der Πυθαγόρου βίος war wohl der erste Teil des größeren Πυθαγορείων βίος. Hauptsache war für Arist. die Darstellung der pyth. Lehre.

Da er sich für ihre Richtigkeit auf die Bekanntschaft mit den letzten Pythagoreern beruft, gilt er meist als sicherer Gewährsmann. Aber das Bild, das er gibt, widerspricht ganz dem, das wir uns aus Aristoteles machen, der berichtet, die Pythagoreer hätten sich mit der Ethik höchstens in ganz kurzen Vorschriften befaßt, während wir bei Aristoxenos philosophische Begründungen und eine für die alte Zeit schwer glaubliche Zergliederung und Darstellung des Seelenlebens finden.

Eine genaue Prüfung seiner einzelnen Angaben ergibt, daß manches wirklich altpythagoreisch sein kann, anderes der alten Volksethik entstammt, sehr vieles aber sicher in direktem Anschluß an Plato und Aristoteles formuliert ist.

1. Vorschriften über Verehrung der Götter, Eltern, Gesetze (174. 175). Benutzt z. B. Plato Leg. 716 b Aristot. Nik. Eth. 1179 a 22, ferner Plato Leg. 713 c und Arist. 1180 a 19. Die Pythagoreer bitten Gott einfach um das Gute wie Sokrates nach Xenophon, mit gleicherBegründung. Nach Arist. 1129 b 4 ist diese Mahnung auch sonst im 4. Jahrh. bekannt. Ebenso die Behauptung, es gebe kein größeres Uebel als die Anarchie.

2. Aristoteles' πρόβλημα (Pol. 1268 b 25), ob es dem Staatswesen heilsam ist, fremde bessere Sitten einzuführen, gibt mit seiner Antwort und Begründung Aristox. als pythag. Vorschrift § 176.

3. Was Aristox. über die Heilkunde der Pythag., ihre Bevorzugung der diätetischen Lebensweise und ihre Geringschätzung der Heilmittel, vor allem des Brennens und Schneidens sagt, trifft für die unteritalischen Aerzte, die den Pythag. nahe standen, sicher zu (vgl. ihren Einfluß auf Plato).

4. Auch die Wirkung der Musik auf Gemüt und Körper der Menschen war den Pythag. bekannt. Doch wenn Aristox. für die verschiedenen Leiden

der Seele verschiedene Musikweisen vorschreibt, wenn er § 110 von einer Katharsis der Seele durch die Musik spricht, so hat er das aus Aristot. entlehnt und überträgt eigene Anschauungen auf die Pythag.

5. Die Vorschriften über die Ehe stimmen zu Plato, z. B. das bei diesem durch die sophistischen Hinweise auf die *νόμιμα βαρβαρικὰ* veranlaßte ausdrückliche Verbot des Geschlechtsverkehrs mit den nächsten Blutsverwandten, das Ar. aufnimmt, obwohl nach ihm selbst das Verlangte von jeher griechische Sitte war. Ganz eng lehnt sich § 209 an Plato Leg. 840 d an. Auch die Anordnungen zur Erzielung einer kräftigen Nachkommenschaft entnimmt Ar. im ganzen den Büchern seiner Zeit.

6. Die Mahnung, die heranwachsende Jugend in strengster Zucht zu halten, ist wohl nicht unabhängig von Xenophon formuliert, (Jambl. 202 Xen. Rep. Lac. 3,1 Kyrup. I. 2,2.) mit dessen Schilderung des spartanischen Wesens Ar. sich auch sonst berührt.

7. Entlehnungen aus Aristoteles im Abschnitt über die Begierden (§ 205 ff.); vgl. schon Mewaldt.

8. Ganz bestimmt sagt Aristoteles Phys. 195 b 35, vor ihm habe niemand über das Wesen der *τύχη* nachgedacht. Die Ergebnisse, die er in langer Untersuchung Eth. Eud. 1246 b 37 ff. gewinnt, gibt Aristoxenos mit denselben Gedankengängen und oft denselben Worten bei Stob. ecl. I 6, 18 als pythagoreisch wieder. Offensichtlich bedenkenlose Uebernahme Aristotelischen Gutes.

9—15. Auch wo Ar. über die Lust, über die Freundschaft, über den Zorn und die Gemütsruhe (*ἀταραξία*), über die Pflege des Gedächtnisses und die Benutzung des richtigen Augenblickes handelt, findet sich zwar ohne Zweifel viel Pythagoreisches, aber ebenso sicher zeigt eine Prüfung, daß er nicht nur einzelne Ausdrücke z. B. *ἀπάθεια* entlehnt hat. Direkte Uebernahme Aristotelischer Gedanken z. B. Jambl. § 180 (über das Geziemende im Verkehr mit den verschiedenen Menschen).

Aristoxenos ist also kein zuverlässiger Zeuge für die Ethik der alten Pythagoreer. Diese bestand in kurzen Sprüchen u. Vorschriften oft religiöser Art, wie sie Plato u. Aristoteles kennen, u. wie sie zum Teil in den *ἀκούσματα* und *σύμβολα* erhalten sind. Aristox. stellte aus den kurzen Sittensprüchen, die teils der allgemeinen Volksethik entsprachen, teils eine pythag. Besonderheit enthielten, so etwas wie eine pythag. Ethik her. Dazu mußte er die knappen Vorschriften erweitern u. philosophisch begründen. Schriftliche Quellen standen ihm dafür sicher nicht zu Gebote, wenn ihm auch mündliche Ueberlieferung und die praktische Lebensführung der Pythag. einiges geboten haben mag. Aber in sehr vielen Fällen nahm er aus der Literatur seiner Zeit, was ihm zum Ausbau seiner theoretischen Pythagorasphilosophie brauchbar schien, nicht nur Einzelheiten und termini technici, sondern auch ganze Gedankengänge aus Plato u. Aristoteles.

Seine Absicht war dabei einmal, die wirklichen Pythagoreer von den viel verspotteten Pythagoristen zu scheiden, anderseits den Platonikern und Peripatetikern zu zeigen, daß auch in der Ethik die Pythagoreer ihre Vorläufer gewesen seien. Nach seinem Vorbild fühlten sich die Neupythagoreer noch mehr berechtigt, pythagoreische Lehren aus den Elementen Platonischer u. Aristotelischer Philosophie zu bilden.

Nr. 15. Deutsche Philologie.

W. Kaufmann, geb. zu Hann. Münden 22. IV. 01.

*Über das Dämonische bei Goethe.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 13. XII. 22.

A. Ausgehend von der 1. Urwortstrophe (geprägte Form, die lebend sich entwickelt) unterscheidet die Untersuchung zwei Seiten des Goethischen Dämon, die vitalistisch- und die formalistisch- dämonische. Sie herrschen einzeln oder entzweit in den großen Dichtungen Goethes bis zum „Wilhelm Meister," der ihre Vereinigung (Synthese) bildet. Die verschiedenen Fassungen der voritalienischen Dichtungen — soweit vorhanden — stellen die zwei Seiten des Dämonischen dar, wobei dieses sich durch immer neue Formen zur Einheit der „Lehrjahre" (Bildung) hindurchentwickelt.

B. „Geschichte Gottfriedens" vitalistisch-dämonische Stufe; „Götz" formalistisch-dämonische, die hier als Kürzung, „Tilgung des Leidenschaftlichen" erscheint.

„Werther", ausschließlicher Sieg des vitalistisch-dämonischen Triebes.

„Egmont", Stadium der Selbstbesinnung von Goethes Dämon. Seine beiden Seiten liegen unvermittelt nebeneinander. Das Form.-Däm. erscheint nicht mehr als Verkürzung des Vit.-Däm., sondern sucht diesem zu entsprechen durch Erkenntnis und Bildung an der Außenwelt.

„Iphigenie", Prosafassung noch überwiegend vit.-däm., Jambenfassung stellt die Synthese beider Seiten des Däm. symbolisch dar. Sie leben beide in Iphigenie, aber zu höherer Einheit (Humanität) zusammengefaßt, versöhnt (Parzenlied).

„Torquato Tasso", Gegenstück zum „Werther", als Darstellung des Formalistisch-Däm. Doch die Urgestalt des „Tasso" war nicht so gedacht. Das erhellt besonders der Schluß. Hier gelang es Goethe nicht, den in der Urgestallt konzipierten Tasso mit dem des endgültigen Planes zu verbinden; daher unerträglicher, weil unmöglicher Schluß.

„Wilhelm Meisters theatralische Sendung," däm.-vit. Stufe, repräsentiert in der Gestalt Wilhelms und der däm. Atmosphäre von Mignon und Harfner. Wilhelm treibt der Gedanke, es kommt im Leben auf das Leben an, und nicht auf ein Resultat. Daher also kann sein Ziel in der „Sendung" nicht angegeben werden.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre", dieser Roman überhaupt die große Zusammenfassung des Bisherigen, eine Phänomenologie des Dämonischen. Dies lebt jetzt nicht mehr in Wilhelm, sondern ist objektiviert zur Gesellschaft des Turms. Daher müssen auch Harfner und Mignon rationalisiert werden. Die Synthese beider Seiten des Dämons vollzieht sich im Prinzip der Bildung. Mit dieser spekulativen Wendung und Deutung der Lehrjahre Wilhelms schließt der Roman. Goethe begegnet sich hier mit den Gedanken Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen. So läuft denn vorläufig die Entwicklung des Dämonischen bei Goethe in die ästhetische Bildung aus. cf. Goethe an Schiller 9. XII. 1797 u. Schiller an Goethe 17. I. 1797.

Erich Kretzer, geb. zu Arnsberg (Westf) 23. XII. 99.

*Eugène Scribes Einfluß auf Heinrich Laubes Dramatik.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 18. X. 22.

Nach einem Vorwort, in dem Laubes Stellung zur französischen Bühne durch die mangelhafte Ausbildung des deutschen Lustspiels und die werbefähige Brauchbarkeit der Scribeschen Kunst begründet wird, bespricht der 1. Hauptteil der Abhandlung Skribes Einfluß auf Laubes Wahl des Stoffes. Scribes vorbildliches Bühnenstück, seine comédie historique, ist ein Gemisch von Staats- und Liebesintrigen. Das Charakteristische dieser Dramenart besteht darin, daß eine intrigante Liebesgeschichte höhere Konflikte lösen hilft. Laube übernahm die »Aktualität« des Intrigendramas und baute es schon wegen seiner dichterischen Veranlagung besonders als geschichtliches Intrigenstück aus. Der Unterschied zwischen Scribes historischen Komödien und Laubes »Tragödien« ist ein nomineller, kein genereller. Das Scribesche Kombinationsspiel von Staats- und Liebesintrigen zeigen mehrere Laubesche Dramen.

Die Geschichte als Einzelfaktor betrachtet, ist in Scribes Dramatik vielfach der Deckmantel zeitgenössischer Ideen. Diese Parallele zwischen Historie und Gegenwart kennzeichnet auch eine Reihe Laubescher Dramen. Uebereinstimmend bei Scribes und Laubes Dramatisierungen der Historie sind auch Verstöße gegen die objektive geschichtliche Wahrheit im Interesse einer bühnenfähigen Wiedergabe.

Der zweite große Faktor Scribescher Dramatik, das Heiratsproblem, zeigt eine Methode der Behandlung, die uns bei Laube in seinen Dramen durchweg begegnet und den Beifall des Hörerpublikums herausfordert. Die dramatische Lösung der Liebeshandlung unterliegt stets dem einförmigen Gesetz: Die gerechte Wahl des Liebhabers wie der Geliebten gibt ein sichres Geleit durch voreheliche Fährnisse.

Der 2. Hauptteil behandelt die Frage: Wie sucht der Dramatiker Scribe und mit ihm sein Bewunderer Laube der Aktualität des Stoffes durch glückliche innere Komposition nachzuhelfen? Ein erster Unterabschnitt ist der dramatischen Gesamtanlage gewidmet. Scribe bietet reiche Verwickelungen des Stoffs, überraschende Wendungen, Inkonsequenzen. Er verzichtet auf farblose Wiedergabe der Charaktere, die er statt dessen schematisch typisiert. In den ersten Jahren seiner dramaturgischen Tätigkeit warnt Laube nachdrücklich vor den Mängeln der Scribeschen Komposition. Später, als er eine der angesehensten Bühnen mit Stoff zu versorgen hatte, wird seine Theorie Scribe freundlicher. Die Praxis Laubes steht damit in merkwürdiger Parallele. Seine Dramen der Leipziger Epoche eifern offensichtlich gegen Scribes Vernachlässigung der Charaktere, so sehr sie im übrigen Scribesche Intrigen mit ihrem Für und Wider der Wirkung und Scribesche Gezwungenheiten bieten. »Graf Essex« (1856) hält zwischen Charakterzeichnung und wirrer Intrigenführung die Mitte. Von da ab verfällt Laube zu tief in die Praxis des Bühnendichters Scribe. Die Charaktere gehn meist im Gewoge des Intrigenspiels unter und tauchen nur gelegentlich wieder auf.

Die Untersuchungen des zweiten Unterabschnitts bewegen sich in engeren Grenzen, sie weisen auf dem Wege der vergleichenden Betrachtung

das Scribesche Detail des Laubeschen Dramas nach. Eine handwerksmäßige Verwendung gleicher Treibmittel der intriganten Handlung verrät die Laubesche Bewegungstechnik. Die Fülle der Beispiele dürfte die Folgerung rechtfertigen, daß hier der Regisseur Scribe belehrend am Werke ist. Die Theatralik im weiteren Sinne, d. h. Motive der Handlung, liefert noch umfangreicheres Beweismaterial. So hängen mit Scribes typischer Behandlung des Heiratsproblems eine Reihe charakteristischer Nebenmotive zusammen, die verschiedenen Bestandteile dramatischer Kleinkunst sind von Laube häufig verwendet, der Scribeschüler überbietet nicht selten die Praxis seines Lehrers.

Trotzdem die Tatsachen schon für sich Laubes Abhängigkeiten von Scribes Dramaturgie beweisen, behandelt der Anhang der Abhandlung noch die von Laube nachweislich gekannten Scribeschen Bühnenstücke unter dem Gesichtspunkt der Laubeschen Kritik. Das Scribesche Drama machte internationale Schule, in Deutschland war es gleichsam ein bescheidener Partner des Naturalismus.

Nr. 17. Englische Philologie.

Richard Kühnemund, geb. zu Wulften (Prov. Hannover) 17. III. 95.

*Die Rolle des Zufalls in Shakespeare's Meistertragödien.**

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 25. IV. 23.

Behandelt werden die 5 großen Tragödien: »Romeo und Julia«, »Hamlet«, »Othello«, »Macbeth«, »Lear«.

Shakespeare's Tragödien als Spiegelungen menschlichen Schicksals mit seiner Fülle an tragischen Konflikten und Verwicklungsmöglichkeiten enthalten neben alledem, was konsequent aus Wollen und Handeln der dramatischen Gestalten folgt bezw. aus der äußeren Situation als notwendige oder wenigstens mögliche Folge sich ergibt, eine Anzahl von Geschehnissen, die wir als Zufälle anzusehen haben.

Die Fragestellung der Untersuchung lautet:

1) was ist in Shakespeare's großen Tragödien als reiner Zufall anzusehen; und
2) welche Rolle spielt jeweils der Zufall nach Umfang und Wirkung; wann und wie verwendet ihn der Dichter?

Ergebnis:

Es sind in den betrachteten 5 Tragödien 6 reine Zufälle festzustellen, die sich folgendermaßen verteilen:

»Romeo und Julia« 1: Verzögerung des Briefes von Lorenzo an Romeo.
»Hamlet« 3: Eintreffen der Schauspieler am Hofe.
Verwechselung der Rapiere beim Duell.
Trinken der Königin von dem vergifteten Wein.
»Othello« 2: Verlieren des Taschentuchs.
Auffinden der Briefe bei Rodrigo.
»Macbeth« und »Lear«: —

An sich sind diese sechs Zufälle durchaus belanglose Ereignisse, wie sie sich täglich hundertfach um uns ereignen. Um diesen Geschehnissen

nun aber für die Dramenhandlung Bedeutung — zum Teil sogar sehr verhängnisvolle Wirkung — zu verleihen, stehen dem Dichter offensichtlich 2 Wege zur Verfügung, von denen er jeweils den einen oder anderen, zuweilen auch gleichzeitig beide mit geteilten Rollen, wählt: 1) der Dichter läßt den Zufall in eine bereits bedeutungsvolle, meist komplizierte, oder gar tragisch stark gefahrvolle Situation treffen, um mit seinem Eintritt die Gefahr noch weiterhin zu steigern: die Handlung also der Katastrophe näher zu führen, bezw. sie mit seiner Hülfe endgültig auszulösen. Hierher rechnen: »Romeo und Julia«: der verzögerte Brief (Steigerung der Gefahr); »Hamlet«: das Eintreffen der Schauspieler am Hofe (erst durch Hamlets Eingreifen handlungsfördernd), Verwechselung der Rapiere und Trinken der Königin (Auslösung und Verbreiterung der Katastrophe). Die beiden letzten Fälle in ihrer Wirkung durch das (hier vorhergehende) Handeln der Personen (Charaktere) stark bedingt. 2) der zweite Weg bedient sich in erster Linie der Charaktere: Ein zufälliges Ereignis wird von einer dramatischen Person aufgegriffen und ausgenutzt, sodaß auch hier der Zufall handlungsfördernd wirkt; und dadurch eventuell wieder die tragische Gefahr vergrößernd. Hierher gehören: »Othello«: das Verlieren des Taschentuchs (erst durch Emilia's und Jagow's Eingriff handlungsfördernd, zugleich die tragische Gefahr bedeutend steigernd). Dieser Fall bedient sich außerdem einer bereits ausgesprochen tragisch-gefahrvollen Situation.

Dem letzten Zufall: »Othello«, das Auffinden der Briefe bei dem sterbenden Rodrigo, kommt nur nachträglich aufklärende Bedeutung zu.

Also: Entweder die Situation oder die Charaktere, meist beide im Zusammenwirken, bedingen erst die große Wirkungsmöglichkeit des Zufalls in unsern Dramen. Teils überwiegt dabei die Bedeutung des »Praehoc«, d. h., die Situation muß für den Zufall, um ihm zu seiner großen Wirkung zu verhelfen, schon vorbereitet sein; teils das »Posthoc«: Die handelnden Personen greifen den an sich nicht bedeutenden Zufall auf und machen ihn erst ihren Zwecken dienstbar.

So verwendet wirkt der Zufall — selbst bei seinen teils sehr großen Folgen — in Shakespeare's Tragödien niemals roh. Nie bedrückt den Hörer ausschließlich das Gefühl willenlosen Unterliegenmüssens der dramatischen Gestalten unter der Macht des Zufalls; stets bleibt ihm der Eindruck lebendig, daß ohne die bereits verwickelte gefahrvolle Situation und ohne grade diese Handlungsweise der dramatischen Gestalten seine verhängnisvollen Folgen in diesem Maße gar nicht möglich wären; daß der Zufall nicht allein aus sich heraus in dieser Art und Stärke wirken würde; daß er nicht aus isolierter Stellung in unabänderlicher Schwere waltet; d. h., der Hörer weiß stets, daß hier der Zufall wohl tief einschneidende und mit-entscheidende, nie aber allein-entscheidende Wirkung hat.

Die Untersuchung hat fernerhin ergeben, daß Shakespeare zu dem Eintritt des jeweiligen Zufalls meist vorher sehr fein hinlenkt, oder aber auch hinterher die Folgen seines Eintritts durch beiläufige Erklärung verständlicher zu machen sucht.

Neben den echten Zufällen steht nun aber eine Fülle von Ereignissen, die teils auf den ersten Blick als zufällige erscheinen können, bei Prüfung aber ihr Vorbereitetsein erkennen lassen; teils solche Fälle, die ebenfalls zunächst Zufall zu sein scheinen, deren Begründung aber bei näherer Einsicht

in den Charakteren der handelnden Personen hinreichend gesehen werden kann; teils solche Fälle schließlich, die, dem herrschenden Zeitbild und Milieu entsprechend, als nicht rein zufällige, im Drama aber als jeweils nicht ausdrücklich vorbereitete, angesprochen werden müssen: Sie alle ein nicht minder wahres Spiegelbild des bewegten Auf und Ab des Lebens.

Wir sahen: Shakespeare will die Möglichkeit des Ineinandergreifens von Umständen und Ereignissen zeigen, die oft ursprünglich garnichts (echter Zufall) oder nur sehr wenig mit einander zu tun haben; deren Verkettung aber — wie im Leben — zu sehr verhängnisvollen Folgen führen kann.

Zugleich aber erhellte: Nie ist unserm Dichter in seinen Tragödien der Zufall Selbstzweck; nie kommt es ihm an auf bloß stoffliche Ueberraschung mit seiner Hülfe: auf schnelle Verwicklung oder blitzartige Lösung; auf das Ränkespiel der Zufälle mit effektvoller Wirkung, wie es in der Komödie oftmals waltet.

Für die Tragödie Shakespeare's bedeutet der Zufall vielmehr einen jener ernsten Züge des Lebens, die der Dichter tief empfindet und denen er in diesen großen Lebensbildern bewußt und ernstlich Rechnung trägt.

Nr. 18. Englische Philologie.

Berta Redecker, geb. zu Bremen 31. VIII. 91.

*Die Aufnahmebedingungen französischer Lehnwörter und das Aussterben der noch vorhandenen entsprechenden ae. Synonyma in der Zeit der normannischen Eroberung bis 1250, erforscht und dargestellt an den Bibelwörtern.**

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 17. III. 20.

Die Arbeit bietet auf dem Gebiet der Bibelwörter 1. eine Darstellung des Kampfes altenglicher und französischer Synonyma in der Zeit von 1066—ca. 1250 nach psychologischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten; 2. eine Darstellung der Gründe, die zum Untergang des altenglischen und zur Aufnahme des französischen Wortes geführt haben. Die Frage nach dem Verhalten des einheimischen Wortschatzes gegenüber dem eindringenden fremden Sprachgut hat bis jetzt noch kaum jemand für das Englische in Angriff genommen, trotzdem sie ganz besonderes Interesse beanspruchen dürfte, da sie als Sprachereignis wohl einzig in der englischen Sprache als Folge der Eroberung eines germanischen Volkes durch ein romanisches dasteht.

Nr. 19. Romanische Philologie.

Heinz Berger, geb. zu Oldenburg 26. III. 98.

*Die Substantivierung des Infinitivs im Französischen.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 25. X. 22.

Der Infinitiv, seinem Ursprung nach der erstarrte Kasus eines Substantivs, hat seine substantivische Funktion alle Zeit bewahrt. Da er aber im Laufe seiner Geschichte auch verbale Eigenschaften ausbildete, während

die nominalen verkümmerten, so vergaß man schließlich seine nominale Herkunft. (Substantivierung des Infinitivs).

Das Lateinische zeigt den Infinitiv wiederholt in substantivischer Funktion; das Französische selbst noch erheblich mehr. Der substantivierte Infinitiv übernimmt im Französischen alle syntaktischen Funktionen des Substantivs; ausführlich werden die beiden Infinitivkonstruktionen: »avoir beau faire» und »il fait bon louer (cher vivre)« besprochen.

1. Afrz. »*avoir beau faire*« »schönes Tun haben«; nfrz. zeigt diese Konstruktion merkwürdigerweise ironischen Sinn »etwas vergeblich, umsonst tun.« Das erste sichere Beispiel, das diesen veränderten Sinn zeigt, liefert St. Gelays (pg. 177). Das Afrz. zeigte neben dem Attribut »beau» dieser Konstruktion noch andere, z. B. »*mauvais*«: »J'ai mauvais repairier en cest chastel.« (Aiol 2461). Gerade diesem Attribut scheint uns die nfrz. Bedeutung des Ausdrucks» vergeblich« zu entstammen. Ursprünglich haftete sie Redewendungen an, wo das Attribut »schlecht« wirklich vorlag. Dann übertrug man sie im Streben nach Erweiterung einer beliebten Konstruktion, beeinflußt von Beispielen wie: »*Ne* lui ai *pas bel* escondire (Manekine 1841) (*negativ* »gut« = »schlecht«) auch auf Beispiele, wo die Negierung des Attributs »gut«, »schön« nicht stattfand. Schließlich brauchte man die anderen im Afrz. gebräuchlichen Attribute nicht mehr, sie konnten und mußten verkümmern.

2. *Il fait bon louer* (*cher vivre.*) Zuerst Tobler (Verm. Beiträge I, 180) machte darauf aufmerksam, daß in dieser Konstruktion »fait« als subjektslos und der Infinitiv mit zugehörigem attributivem Adjektiv als Akkusativobjekt aufzufassen se Ein seiner Erklärung hinderliches gelegentliches Auftreten eines zweiten Akk. Obj. oder eines mit einer Präposition verbundenen Infinitivs erklärt Tobler aus der Verdunkelung des Sinnes dieser Konstruktion. Kjellmann (Thèse Upsal. 1912/13) anerkennt die Existenz jener mit dem unpersönlichen »il fait« gebildeten Konstruktion *fait* | *bon loer,* die als Objekt einen substantivischen Infinitiv hat. Aber diese Konstruktion habe eine Rekomposition erfahren. Sie unterlag dem Einfluß der Wendung »*il fait bien* | *à louer*«, die den Sinn »il est bon ... « bekommen hatte. Nach diesem »*il fait bien à louer* und dem *bon est loer (bonum est laudare)* der Uebersetzungsliteratur modelte man das ursprüngliche »*fait* | *bon loer*« zu »*fait bon* | *loer*« um. Dadurch löste sich die enge Beziehung zwischen Adjektiv und Infinitiv und zerstörte die substantivische Determinierung des Infinitivs; er ist nun auch nicht mehr Objekt, sondern Subjekt des Ausdrucks.

Der Erklärungsversuch Kjellmanns vervollständigt die von Tobler begonnene Erklärung, indem er die Gründe für das »Falschverstehen« der Konstruktion aufdeckt. Wir stimmen mit Kjellmann nicht überein in der so frühen Datierung der Verkennung des ursprünglichen Sinnes dieser Redensart (12. Jahrhundert). Dem widerspricht die sich bis 1200 zeigende enge Verbindung zwischen Adjektiv und Infinitiv.

Nr. 20. Romanische Philologie.

Hans Hansen, geb. zu Rödemis bei Husum 5. 2. 97.

*Studien zu Matías de Aguirre und seiner 'Navidad de Zaragoza'. (Ein Beitrag zur Unterhaltungsliteratur Spaniens im 17. Jh.)**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 17. I. 23.

Die Arbeit beschäftigt sich mit einem Werke, welches zu den Unterhaltungsbüchern mit vermischtem Inhalt gehört. Es ist 1654 in Saragossa gedruckt; die Angaben von Latassa sind unrichtig. Vom Verfasser ist mit Sicherheit nur bekannt, daß er in Calatayud geboren wurde. Aus dem Werke selbst geht hervor, daß er ein gelehrter Mann war. — Der bunte Inhalt des Werkes wird durch eine Rahmenerzählung zusammengefaßt, eine Beschreibung von Festlichkeiten, die junge Leute aus Saragossa während der Weihnachtstage veranstalten. Hineingestreut sind eine ziemliche Anzahl lyrischer und satirischer Gedichte, meist ohne größeren literarischen Wert. Kein besseres Urteil verdient die abenteuerliche Novelle '*Riesgo del Mar y de Amar*'. Das Buchenthält 4 Comedias, die eingehend besprochen sind; 1. '*El Engaño en el Vestido*', ein romantisches Schauspiel mit dem Motiv von einem Fürstensohn, der ohne Ahnung seines Standes in ländlicher Umgebung aufwächst. Das Stück zeigt Aehnlichkeit mit Belmontes Drama 'El Príncipe villano'. — 2. '*La Industria contra el Peligro*', wirres Intrigenstück. — 3. '*Cómo se engaña el Demonio*', Heiligen-Comedia, behandelt das Leben des hl. Alexius, dadurch literarhistorisch interessant. Quelle ist offenbar 'Flos Sanctorum' von Villegas oder Ribadeneyra. Das Stück ist unabhängig von Moretos Drama 'La Vida de San Alejo', auf welches auch eingegangen wird. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß dessen Quelle in einer Romanze zu suchen ist. — 4. '*Del Príncipe de su Estrella*', ein Zauberstück. — Aguirres Sprache ist ungleichmäßig und zeigt große Neigung zum Schwulst. Ein Verdienst des Autors ist die geschickte Anordnung des Inhalts. — Ein Exkurs charakterisiert kurz das ungefähr gleichzeitig (1650) in Saragossa erschienene ähnliche Werk 'Cytara de Apolo, i Parnaso en Aragon' von Ambrosio Bondia.

Nr. 21. Romanische Philologie.

Reinhold Müller, geb. zu Magdeburg 13. VI. 97.

*Beiträge zur Beurteilung der religiösen Stellung Victor Hugos in seiner Jugend und seiner sog. katholischen Zeit 1820/30.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 24. I. 23.

Die Arbeit untersucht in zwei Teilen das Werden Victor Hugos bis 1819 sowie die sog. katholische Zeit 1820/30, in der die bisherige literaturgeschichtliche Forschung Victor Hugo als positiv katholisch orientiert hinstellt.

Im ersten Teil wird der Einfluß der Eltern des Dichters als religiös indifferent, z. T. direkt religionsfeindlich nachgewiesen. Ferner werden die einzelnen Schulen, die Victor Hugo besuchte, auf ihre Einflüsse hin untersucht und festgestellt, daß insbesondere die école du père Larivière die Quelle zahlreicher antiker Kenntnisse für ihn darstellt, daß das Collège des

Nobles in Madrid keine Spuren in religiöser Beziehung in ihm hinterließ, daß endlich das Collège Louis-le-Grand in Paris vorwiegend naturwissenschaftliche, z. T. religionsfeindliche Tendenzen bei ihm auslöste. Weiter wird das Vorkommen biblischer Anspielungen und damit das erste Auftreten christlicher Ideenkreise nach dem Bekanntwerden mit Chateaubriand verfolgt und durch Analyse der Jugenddichtungen (Les Bêtises... und Œuvres de la première jeunesse) im einzelnen untersucht.

Der zweite Teil zeigt an der Hand der Werke, wie Victor Hugo zur Zeit des Conservateur Littéraire sowie der Lettres à la Fiancée und gleichzeitiger Dichtungen über gelegentliche biblische Anspielungen nicht hinausgekommen ist; ferner wird in den »Odes et Ballades« das Auftreten der couleur religieuse als romantisches Kompositionsmittel neben anderen verfolgt, die Bibel im Rahmen der Cromwell-Vorrede als poetischer Stoff ohne innere Stellungnahme des Dichters dargelegt und so der Versuch unternommen, zu unterscheiden zwischen einem äußerlichen »Biblismus« und einer (nicht bei V. H. vorhandenen) inneren christlich-katholischen Stellungnahme des Dichters. Endlich wird gezeigt, daß in der Zeit der «Orientales« bis zu »Notre-Dame-de-Paris« auch bereits das biblische Interesse des Dichters zu sinken beginnt und somit der Umschwung eingeleitet wird, den die politischen Ereignisse der Juliordonnanzen dann bei dem Dichter auch äußerlich zur Erscheinung brachten.

Zusammenfassung: Nicht, wie herkömmlich, von V. Hugos Katholizismus ist in der Zeit von 1820—1830 zu sprechen, sondern besser von einem biblisch gefärbten Panpsychismus, verquickt mit utilitaristischen und dichterischen Motiven.

Nr. 22. Philosophie.

Eberhard Fahrenhorst, geb. zu Höxter (Weser) 1. IV. 99.

Reflexion und Leben bei Friedrich Schlegel.
*Ein Beitrag zum Studium des romantischen Individualismus.**

Ref.: Prof. Misch. Korref: Prof. Nohl. Prüf.: 16. V. 23.

Die Arbeit versucht aus der Form des Erlebens bei Schlegel Schlüsse auf sein Wesen zu ziehen, um so den Einheitspunkt seines Lebens und Schaffens zu finden. Die psychologischen Grundbegriffe, deren die Analyse bedarf, werden in einleitender Erörterung der Ausdrücke Bewußtsein, Erlebnis, Reflexion behandelt.

1) Phänomenologie der Reflexion bei Schlegel. Jedem Erleben Schlegels ist bezeichnend Reflexion beigemischt, die aus ihm heraus zu Ernüchterung führt. Die Phantasiegefühle zur Füllung der entstehenden Leere sind nicht bindend; so stellt sich Lebensüberdruß ein. Schlegel findet den Grund für diese Friedlosigkeit in der Diskrepanz von »Gemüt« und Verstand, deren Harmonie eigentliches Ziel ist. Er weiß, daß es nur durch Liebe zu gewinnen wäre, daß diese, selbstlose Hingabe, ihm aber mangelt. Die romantische Lösung ist: er sucht Einheit vom Verstand her, indem er alle Werte in die Reflexion, in die reflektierte Form der Existenz verlegt: er entschließt sich »willkürlich«, und beginnt ein Bildungsdasein. Einheit ist die Totalität des Bildungsstrebens.

Dabei wird seine Anlage doppelt fruchtbar. Er begreift ihm verwandte

historische Erscheinungen (z. B. seine Analyse des Hamlet), andererseits läßt ihn die Sehnsucht nach Einheit alle vorgefundene umso klarer sehen: vor allem die griechische Antike wird hier Ideal. Die Art seiner Formulierungen erlaubt zu zeigen, daß die innere Dualität wirklich ein Grundphänomen war; selbst seine logischen Formeln spiegeln es wieder (sich im Genuß genießen, sich über sich selbst hinwegsetzen; Poesie soll Poesie der Poesie sein etc.)

Die Lösung des Problems, trotz der Reflexion zu Gestaltung zu kommen, liegt in ihrer Fruktifizierung, die aus einem Lebenshemmnis einen positiven Wert macht. Die Reflexion erscheint als höhere Instanz, als kritischer Geist. Durch sie werden Kunst, Religion, Selbsterkenntnis etc. in die kritische Klarheit des Bewußtseins gehoben und kommen erst so zur Vollendung. Solches Verfahren steht in meiner »Willkür« und ist unabhängig von der Wirklichkeit, die hier, ähnlich wie gegenüber den Phantasiegefühlen, unwichtig wird. Hier zeigt sich die neue Stellung des Menschen wirksam, der im 18. Jahrhundert sich selbst als eigenschöpferisch entdeckt, gelöst aus allen Bindungen.

Die letzte Konsequenz dieses Standpunkts ist die Ironie, die bei Schlegel zunächst durchaus positiv das Sich-erheben über die Einseitigkeit jedes bestimmten Standpunkts bedeutet. Andererseits zeigt sie negativ die Unabhängigkeit von allem Objektiven und die völlige innere Willkür an. Eine weiter gespannte Betrachtung wird die Reflexion auch nur als Symptom der veränderten Lage des Individuums begreifen. Doch ist die Reflexion das charakteristischste Symptom; auch Hegel nimmt sie so stets in sein System als das Spezifische des romantischen Wesens auf.

2) Geschichtsphilosophie. Die Tatsache der Reflexion bestimmt auch Schlegels Geschichtstheorie. In der hohen Stufe der Bewußtheit erblickt er selbst den Unterschied seiner Zeit gegen frühere Epochen. Er will ihn auf feste Begriffe bringen. Mit kantischen Formeln deduziert er eine doppelte Möglichkeit geschichtlicher Entwicklung: im Kreislauf — so die Antike — und in unendlicher Progression, die der Neuzeit gemäße Form, wo mit dem Verstande künstlich gebildet wird, was für ihn das Höhere ist. Gab er im Anfang, Einheit suchend, der Antike den Vorzug, so ging er später, zum Teil unter Schillers Einfluß, dazu über, die Tendenz seiner Zeit zu erhöhen, weil in ihr Freiheit und Fortschreitung sei. Aus der erkannten Lage kommt er aber nicht zu objektiver Gestaltung, weil alles (ursprünglich in der positiven Gesinnung, die Autonomie des Individuums voll zu wahren) bei der subjektiven Tendenz verbleibt.

3) Philosophisches System. Schlegels philosophisches System schlägt die Richtung ein, die der neuen Lage des Menschen und der neuen, durch Kant errungenen Anschauung vom menschlichen Geist entspricht. Die starren Begriffe der traditionellen Metaphysik sollen aufgehoben werden. Der Sinn der Epoche ist im Idealismus ausgedrückt, d.h. in der Tatsache, daß der Mensch »sich selbst entdeckt« hat. Nur allein das Unendliche darf — gegenüber der geltenden Dreiheit von Gott, Seele, Welt, — Idee genannt werden. In dieser Polarität von Ich und Unendlichem liegt Sinn und Grenze des Systems. Dem Wesen des Ich gemäß sollen genetische Begriffe das Unendliche organisch entfalten: Sehnsucht und Liebe erzeugen die Welt. Das lebendige Ineinandergreifen alles Geschehens soll gefaßt werden, was

nur in »dynamischem« Denken möglich ist — gegenüber starren Begriffen wie »Ding,« »Sein« und Spinozas »Substanz.«

In eben jener aus der isolierten Stellung des Ich resultierenden Polarität liegt aber auch der Grund, weshalb Schlegel nicht zur Ausbildung der gewollten neuen Systematik kommt. Diese Lage enthält in sich die Unmöglichkeit von Erfüllungen, wie denn hier die Tendenzen zur Verabsolutierung des Individuellen zusammengehen mit gleich elementaren zu jeder Bindung des Ich. Aus dem Grunderlebnis der Polarität fällt er stets zurück in den alten Gegensatz von Werden und Sein, welches er, wie jenen von Ich und Welt, überwinden möchte.

4) Religion und Katholizismus. Die gleiche Doppelseitigkeit der romantischen Lage ist ein Grund für Schlegels Uebertritt zum Katholizismus. Sein Religionsbegriff trägt den »künstlichen« Charakter; auf Grund seines Wissens vom Wesen der Religion will er eine neue stiften. Nicht religiöse Erschütterung, sondern das Wissen vom Heiligen erweckt ihm Begeisterung. Religion ist ein Gefühl für das Unendliche, in das jede Regung in der letzten Steigerung einmündet. Diese individuelle, bewußte, mit Formulierungen Schleiermachers übereinstimmende Form religiösen Erlebens, die ausgesprochen pantheistischen Charakter hat, ist die der besprochenen polaren Stellung, der neuen Lage des Individuums entsprechende, qualitativ gegenüber früher andere, aber nicht geringere Form der Religiosität.

Schlegels Uebertritt zur katholischen Kirche läßt sich kontinuierlich aus früheren Anschauungen entwickeln. Das Suchen der aus der ungebundenen Subjektivität heraus vergeblich erstrebten Einheit findet seine Erfüllung im Katholizismus. Ein weiteres Motiv ist eine, der Romantik überhaupt eigentümliche, konservative Gesinnung — die später in den Ideen der Reaktion allgemein wird — die gleichzeitig der altdeutschen Kultur und der Kirche zustrebt. Die im Ich elementare Tendenz zur Bindung siegt über seine Autarkie.

5) Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge. Die Herausbildung der an Schlegels Lebensproblematik zu studierenden geistigen Lage läßt sich durch das 18. Jahrhundert kontinuierlich verfolgen. Schon das noch ganz geschlossenes Kulturgebilde gewordene Rococo zeigt sich im weiteren Verlauf durchpulst von neuen Gefühlen; zugleich erwacht die Reflexion, lähmt aber noch nicht die Gestaltungskraft. Für diese innere Veränderung des Rococo ist sichtbarstes Zeichen die elementare Wirkung der reflektierten Naturschwärmereien Rousseaus. Dann wird der Durchbruch im Sturm und Drang verfolgt, schließlich Schillers Erkenntnis, daß der einzige Weg der Ueberwindung in der Anerkennung der vom Ich gesetzten Gesetze liegt, nicht im Pochen auf die Willkür in ihrer Aufhebung.

6) Die subjektive Wendung in der Musikgeschichte. Die in der Reflexion zum Ausdruck gekommene Wendung des Subjekts auf sich selbst zurück ist deutlich innerhalb der Musikgeschichte am definitiven Uebergang vom polyphonen zum homophonen Stil zu erkenen. Es eignet an sich der polyphonen Linie ein objektiverer Charakter als der »subjektiven« harmonischen Struktur, sodaß zum Ausdruck spezifisch subjektiver Gefühle immer homophone Anlage, zum Ausdruck vom Subjekt abgewandten, einem Gegenständlichen hingegebenen Erlebens — besonders innerhalb des Religiösen — die polyphone gewählt wurde.

7) Zusammenfassung. Ein letzter Abschnitt faßt die Betrachtung über das an Schlegel zu erkennende romantische Wesen zusammen, soweit er dafür bezeichnend ist. Viele Aeußerungen, zumal von Novalis, weisen auf die innere Unmöglichkeit, vom alleinstehenden Subjekt her zu Gestaltung zu kommen: Schlegel sieht an seinen eigenen Jugendtendenzen vor allem das Unverbindliche — das doch ursprünglich einen positiven Sinn hatte. Es gerät keine geschlossene Kultur. Der Geist bedarf der zu gestaltenden Substanz. So lehnt auch Hegel die Romantik, allein negativ ihre Bindungslosigkeit sehend, in ihrer schwankenden Subjektivität und dem bezeichnenden Streben nach »Substantiellem« ab.

Nr. 23. Pädagogik.

Julius Gebhard, geb. zu Hamburg 22. I. 84.

Der Sinn der Schule.

Ref.: Prof. Nohl. Prüf.: 9. V. 23.

Die Dissertation ist als Heft 1 der „Göttinger Studien zur Pädagogik", herausgegeben von Prof. Dr. Herman Nohl, bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1923 erschienen.

Nr. 24. Philosophie.

Johannes Wagner, geb. zu Cadenberge (Unterelbe) 2. XI. 93.

*Die Kritik an der Philosophie Kants im Kreise um Bolzano und Brentano.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof.: Nohl. Prüf.: 9. V. 23.

Die Abwendung von Kant, die in der gegenwärtigen Philosophie Schule macht, zieht einen großen Teil ihrer Kraft aus den Lehren Bolzanos und Brentanos, die schon auf Grund der scholastisch-katholischen Tradition im Gegensatz zu Kant standen. Die Aufgabe dieser Arbeit ist es, einmal die von diesen Philosophen und ihren Schülern gegen Kant vorgebrachten Argumente systematisch zusammenzustellen und aus dem Zusammenhang der Lehren dieser Philosophen herzuleiten. Dabei tritt die Entwicklung des antikantischen objektiven Einsatzes der Philosophie seit Bolzano hervor. Die Auseinandersetzung mit den Argumenten lehrt, daß sie häufig auf einem Mißverständnis der kantischen Lehren beruhen, und so ergibt sich die weitere Aufgabe, hinter diesen Mißverständnissen die wesentlichen Gegensätze herauszustellen.

I. Die historische Entwicklung der Polemik gegen Kant.

1. Bolzano nimmt seinen Standort in der logischen Sphäre der Sätze und Begriffe, sucht aber durch die Analyse dieser rein logischen Gegenstände zugleich Aufklärung über ontologische Zusammenhänge. Dabei ergibt sich eine Kritik der Hauptbegriffe Kants. Sein Schüler Prihonsky hat diese Argumente zu einem Buche »Neuer Antikant« zusammengefaßt.

a) Als Grundgegensatz der Methode Bolzanos zu derjenigen Kants hebt Prihonsky hervor, daß man ausgehen müsse von der inneren Beschaffenheit der Sätze, Begriffe und Anschauungen an sich, und nicht wie Kant fälschlich tue, von der Untersuchung der Natur unserer Erkenntnisvermögen. Damit ist das Prinzip der Gegenstandslogik ausgesprochen.

b) Aus diesem Gesichtspunkt erfolgt dann die Kritik aller wesentlichen

Begriffe der K. d. v. V. Während Kant diese Begriffe von der Frage aus gewonnen hat, was von dem Bestande der Erfahrung als Leistung des schöpferischen Verstandes gedacht werden muß, um die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt zu begreifen, setzt Bolzano diesem Verfahren stets die aus der vorkantischen Philosophie überkommene Frage entgegen: Was ist über diese Begriffe auf Grund der Einsicht in ihre innere Beschaffenheit auszusagen? und stellt dann fest, daß das von Kant über diese Begriffe Ausgesagte nicht aus der Analyse ihrer inneren Beschaffenheit hervorgeht. Da er jedoch bei der Frage nach der inneren Struktur meist bei formallogischen Feststellungen stehen bleibt, so berührt er das eigentlich kantische Problem des Gegenstandes und der Gegenstandsconstitution nicht.

c) So wird im Gegensatz zu der Kantischen eine Kategorieenlehre gefordert, welche die letzten Elemente der Vorstellungen und ihre einfachsten Verknüpfungsweisen feststellt.

d) Schließlich ist schon bei Bolzano angedeutet, daß Form und Inhalt im Gegenstand lokalisiert sind.

2. Brentano führt den gegenständlichen Einsatz einen Schritt weiter mittels der scholastischen Lehre von der Intentionalität. Die Evidenz wird aber dabei nicht im Inhalt, sondern im Akt lokalisiert, (»Als richtig charakterisierte Akte« des Urteilens, Liebens usw.) wodurch die auf dem materialen Wahrheitsbegriff beruhenden Argumente wegfallen. Von hier aus richtet sich die Polemik

a) gegen die kopernikanische Tat. Sie ist »eine widernatürlich kecke Behauptung.«

b) gegen die Rechtfertigung allgemein giltiger und notwendiger Sätze durch apriorische Synthesen. Solche Sätze sind nicht einsichtig, und können daher nur blind und willkürlich gesetzt sein.

c) gegen den Phänomenalismus, inbesondere den psychologischen.

Die Begründung der Evidenz auf analysierbaren, objektiven Beständen geschieht dann in verschiedener Weise bei den von Brentano ausgehenden Denkern.

3. Marty, sonst in der Hauptsache sich an die Argumente Brentanos haltend, übt eine besonders ausführliche Kritik an der Behauptung, daß alle Objekte der Erkenntnis bewußtseinsimmanent sein sollen, was zu völligem Relativismus führen müsse; ferner hebt er das Zusammenbestehen von Form und Inhalt im Objektiven selbst hervor.

4. Stumpf nimmt als das zu analysierende Gegebene nur die immanenten Bewußtseinsinhalte. Seine Kritik baut sich auf an dem Argument, daß es unstatthaft ist, die im Gegebenen als Eins vorliegenden materialen und formalen Bestandteile auseinanderzureißen. Aus diesem Fehler Kants gehen die übrigen hervor, die kopernikanische Tat, die Behauptung uneinsichtiger apriorischer Sätze, die auf den Formen der schöpferischen Synthese aufgebaute Kategorieenlehre.

5. Bei Scheler kehren die bisher entwickelten Argumente unter Aufnahme der Gedanken Husserls in scharfer Formulierung wieder.

II. Die Typik der Argumente gegen Kant.

Bei aller Verschiedenheit der Ausgangspunkte der objektiven Philosophie kehren typisch bestimmte Argumente und Thesen gegen Kant wieder.

1. Die Wahrheit des Urteils liegt begründet in seiner Uebereinstimmung mit dem Gegenstand und nicht in der Einheit des schöpferischen Verstandes.

2. Daher hat die Erkenntnistheorie einzusetzen bei der Analyse des Objektiven, und nicht bei der Analyse der Erkenntnisvermögen, Funktionen und Akte.

3. Die uneinsichtigen, nur in dem gesetzmäßigen Funktionieren des Geistes begründeten »apriorischen Urteile« Kants können ihren Anspruch auf Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit nicht halten.

4. Die Behauptung, daß die formalen Bestandteile des Objektiven ihren Ursprung im schöpferischen Geist haben, steht im Widerspruch mit dem gegebenen Tatbestand. Im Objektiven sind die formalen und materialen Bestandteile gegeben.

5. Die Kategorieenlehre hat daher die letzten Elemente des Objektiven, und nicht die Formen der Synthesis aufzuweisen.

6. Nicht alles Gegebene ist sinnlich Gegebenes. So sind auch die kantischen »formalen Bestandteile« z. T. überempirische Gegebenheiten.

III. Kritik der gegen Kant vorgebrachten Argumente.

Das Hauptgebrechen der meisten dieser Argumente ist, daß sie nicht auf das eigentliche Problem Kants, das Problem der Constitution der gegenständlichen Welt, eingehen. Kant faßt das philosophische Problem der gegenständlichen Welt bei der Einheit der Erkenntnis an, auf die das Faktum der Wissenschaft bezogen ist. Diese Einheit wäre nicht möglich, wenn alles in dieser Erkenntnis Gegebenes wäre. Er sucht daher rückschließend aufzuweisen, wie diese Einheit aus der Einheit des schöpferischen Geistes entspringt.

Die Kritik mißdeutet diesen Rückgang Kants auf die Formen des schöpferischen Geistes, als genetisch psychologische Analyse im Sinne Lockes. Wäre es so, dann hätte Stumpf recht, daß die Wiedervereinigung von Stoff und Form nicht gelingen kann. Die Auseinandersetzung des objektiven Einsatzes mit dem transscendentalen der kantischen Philosophie darf nicht bei der bloßen Negation stehen bleiben, daß die Untersuchung der geistigen Kräfte und Funktionen nicht das erste ist, sondern es muß gefragt werden, ob die Einheit der gegenständlichen Welt durch Analyse des Objektiven begreiflich ist, ohne daß auf die Leistung des schöpferischen Geistes zurückgegriffen wird. Daß die Aufgabe in den behandelten Lehren nicht so gefaßt wird, zeigen auch die Ansätze zu einer der kantischen entgegengesetzten Kategorieenlehre, der die Aufgabe gestellt wird, die letzten Elemente und Verbindungsweisen des Gegebenen aufzufinden, aus denen die gegenständliche Welt zusammengesetzt ist. Vom compositum aus aber ist das totum, das Kant im Sinne hat, nicht zu erreichen. Die Polemik gegen Kant geht an dem Kern vorbei, solange nicht erfaßt ist, daß bei Kant die Frage, wie die Erkenntnis des Gegenstandes möglich sei, verbunden ist mit der tieferen, wie der Erkenntnisgegenstand als Gegenstand möglich ist.

Nr. 25. Philosophie.

Werner Spohr, geb. zu Verden (Aller) 15. II. 01.

*Das Problem eines Systems der Künste.**

Ref.: Prof. Nohl. Korref.: Prof. Misch. Prüf.: 6. VI. 23.

Das Problem der Arbeit ist die Mannigfaltigkeit der Künste, d. h. die Tatsache, daß es eine Vielheit einzelner, von einander deutlich unterschiedener Betätigungen menschlichen Geistes gibt, denen etwas Gemeinsames zu Grunde liegt, so daß sie unter den Begriff »Kunst« zusammengefaßt werden können. Die Empirie nimmt diese Mannigfaltigkeit als ein zufälliges Nebeneinander, das durch die Sinnesorganisation oder die Material-Verschiedenheit bedingt ist. Systematischer sind schon solche Versuche, die die Künste nach ihrem Verhältnis zu Raum und Zeit zu gruppieren bemüht sind, eine Einteilung, die, wenn sie auch zu gewissen Stilgesetzlichkeiten führt, dem eigentlichen Wesen des Künstlerischen doch äußerlich bleibt.

Demgegenüber entsteht die Grundfrage: gibt es eine geistige Einheit, die hinter dieser Mannigfaltigkeit steht, und läßt sich die Gestalt dieser Einheit zeigen, die dann die Stellung einer jeden Kunst in einem gesetzmäßigen Zusammenhang bedingt? Womit dann auch vielleicht die immer wieder auftretende Frage nach der Rangordnung der Künste ihre systematische Lösung fände. Da das Problem aufs engste mit dem weiteren zusammenhängt, ob die Kunst als Ganzes nun wieder mit Religion, Wissenschaft usf. in einen höheren Zusammenhang verknüpft ist, so mündet das spezielle Problem eines Systems der Künste in das allgemeinere eines Systems der Kultursysteme.

Um einen ersten Ansatz für den modernen Aufbau des Kunstsystems zu gewinnen, geht die Arbeit aus von den historischen Lösungen dieser Frage, und benutzt die in der Epoche des deutschen spekulativen Idealismus, in der Hauptsache von Kant, Schiller, Schelling, Hegel und Schopenhauer gemachten Versuche als Modell, um die verschiedenen Möglichkeiten der Lösung dieses Problems vorzulegen.

Das Problem taucht in seiner Vollständigkeit zum ersten Male auf bei Kant. Kant, dessen Philosophie die gültigen apriorischen Formen der Kultursysteme aus der Fülle ihrer Erscheinungen herauszulösen und sie womöglich mit einander in Beziehung zu setzen suchte, indem er sie als als einen gesetzmäßigen Zusammenhang aus der Einheit des Bewußtseins ableitete, hatte auch die Stellung der Kunst im Ganzen der Kultur bestimmt. Bedeutet dieser Blick Kants für die Konstruktion der Kunst die Grundlegung für jeden nachfolgenden Aufbau, so bleibt doch die innere Gliederung der Kunst bei ihm äußerlich, indem er — des vorläufigen Charakters seines Versuches sich wohl bewußt — ihren Einteilungsgesichtspunkt, statt aus dem Zusammenhange seiner Konstruktion, aus einer vermeintlichen Analogie zu den Arten des menschlichen Ausdrucks hernimmt.

Den Ansatz zu solchem inneren spekulativen Aufbau des Kunstsystems gibt Schiller. Die Kategorien des Naiven und Sentimentalen, gewonnen aus einer Analyse des Gegensatzes der eigenen Kunst zu der Goethes, erhalten eine systematische Vertiefung durch ihren Bezug zu dem im Spieltrieb geeinten Stoff- und Formtrieb des Menschen, wodurch, durchaus in Parallele zu Kants Fundierung der Kultursysteme in der Einheit des

Bewußtseins, die Grundform des spezifisch künstlerischen Bewußtseins in zwei Komponenten gespalten wird, von denen im künstlerischen Produktionsakt jeweils die eine überwiegt.

Was Schiller durch Zuordnung poetischer Stilgattungen zu den beiden Kunstformen schon angedeutet hatte, erweitert Schelling, nur dāß er die von Kant und Schiller gewonnenen Ergebnisse ins Metaphysische wendet. Er weist der Kunst ihren systematischen Platz im Entwicklungszusammenhang des Absoluten an, daß sie nämlich die in den übrigen Kultursystemen einseitig erfaßten Formen der Welt zur Totalität zusammennimmt, und gliedert die Kunst in die beiden entgegengesetzten Reihen der redenden und bildenden, der bewußtlosen und bewußten Künste, indem er die Schillerschen Kategorien zu den Unterschieden der Ideenkonzeption und Gestaltung ausweitet, die als »Poesie in der Kunst« und »Kunst in der Kunst« die durch alle Künste hindurchgehenden antinomischen Elemente sind, aber in den einzelnen Künsten mehr oder weniger überwiegen.

Durch Hineinnahme des bei Schelling fast völlig fehlenden historischen Gesichtspunktes in die systematische Betrachtung wird Hegels Philosophie in erhöhtem Maße Kulturphilosophie. Hegel faßt den metaphysischen Weltgrund als das sich selbst denkende Absolute, sieht also in ihm irgend ein Vernünftiges, und muß dann konsequent dem Kultursystem, das auf denkerischen Erlebnissen aufbaut, die Priorität zuerteilen. Die Folge für die Kunst ist, daß Hegel, da er sie der Philosophie unterordnet, sie im geschichtlichen Prozess ihre Funktion an die Philosophie abgeben läßt, und für diese Stufe nur noch eine Form in ihr sieht, deren relative Daseinsberechtigung zwar nicht angetastet werden kann, in der aber das volle Leben nicht mehr Gestalt zu gewinnen vermag. Aus diesem Verhältnis von Idee und Gestalt ergibt sich das Hilfsmittel für die systematische Gliederung der Kunst, indem aus dem systematischen Wandel dieses Verhältnisses die historische Abfolge verstanden werden kann, derart, daß ein Fortschritt stattfindet von einem Ueberwiegen der Gestalt über die Idee zur Einheit beider und zu einem Ueberwiegen der Idee über die Gestalt. So ergeben sich die allgemeinen »Kunstformen« des Symbolischen, Klassischen und Romantischen mit ihren weltanschaulich verschiedenen Funktionen. Hatte Schelling die Künste nachdem Ueberwiegen der Idee oder der Gestalt eingeteilt, so leitet Hegel hieraus zunächst diese Stilkategorien ab und setzt erst zu ihnen die einzelnen Künste in Beziehung. Er rechtfertigt das durch den Nachweis, daß zwischen dem Aufbau der einzelnen Kunst und der Strukturdieser »Kunstformen« eine tiefgreifende Parallelität besteht, und bezeichnet so die Architektur als symbolische Kunst, die Plastik als klassisch im Sinn der rhyhtmisch harmonschen Funktion, Malerei, Musik und Poesie als romantisch im Sinne der Expressionsfunktion. So sind die Künste bei Hegel unterschieden durch ihre verschiedenen weltanschaulichen Bedeutungen. Die Kritik ergibt, daß das zwar nicht das letztlich Bedingende des Auseinanderfallens der Kunst in eine Mannigfaltigkeit von Künsten sein kann, denn die Stilformen greifen, wie Hegel selbst sehr wohl sieht, durch alle Künste hindurch, und es handelt sich also immer nur um ein Mehr oder Weniger. Daß aber die Künste aus verschiedenen Bewußtseinsstellungen zur Wirklichkeit abzuleiten sind, daß es ein bestimmtes plastisches, musikalisches Weltgefühl usf. gibt, diese Erkenntnis bedeutet jedenfalls eine der wertvollsten Einsichten der spekulativen Aesthetik überhaupt, wenn auch bei Hegel die Frage offen

bleibt, ob diese spezifischen Grundgefühle, aus denen die einzelnen Künste entspringen, nicht weiter abgeleitet werden können, etwa so, daß sie durch eine eigen strukturierte Schicht der Welt bestimmt sind, auf die sie Bezug haben.

Schopenhauer bejaht diese Frage. Nach ihm verobjektiviert eine jede Kunst außer der Musik eine spezifische objektive Idee, z. B. die Baukunst die Schwere; und aus dem Stufenaufbau dieser Ideen bestimmt sich die Stellung der Künste, wobei im Dunkel bleibt, woher sich dieser Stufenaufbau der Idee beweist. Im Gegensatz zu dieser Funktion der Gestaltung, die den übrigen Künsten eignet, hat die Musik die Funktion der Expression. Und ist für Schopenhauer die Kunst überhaupt mehr als Philosophie, weil in ihr das Erkennen sich zu der dem Wesen der Welt unmittelbaren Kontemplation erhebt, so ist, in Konsequenz des idealistischen Grundgedankens, wonach letztes Ziel die Indifferenz von Subjekt und Objekt ist, die Musik die höchste Kunst, weil hier beide zur tiefsten Einheit verknüpft sind, in Schopenhauers Fassung: weil in der Musik der Weltwille selbst sich ausspricht. Die Sonderstellung der Sprache gegenüber den übrigen Künsten bei Schelling, die doch bei ihm nur das Ueberwiegen der einen der beiden in jedem Produktionsprozess zusammengehörigen Funktionen bedeutet, wird so bei Schopenhauer vollständige Trennung von Ausdruck und Gestaltung. —

Für die beiden Hauptfragen der Kunstsystematik ist das Ergebnis: weil jene Versuche der spekulativen Systematik, sobald sie Wissenschaft geben wollen, dem Zirkel der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildung verfallen, so ist damit der Beweis erbracht, daß eine Systematik der Kultursysteme vom »wissenschaftlichen« Denken nicht erreicht werden kann. Denn die Einzelbegriffe der Kultursysteme: Kunst, Recht, Wissenschaft usf. sind die höchsten Oberbegriffe, hinter die das diskursive Denken nicht zurückkann. Ihre Systematisierung, die ihre Ableitung aus einer Einheit in einen gegliederten Zusammenhang bedeuten würde, kann deshalb nicht wissenschaftlich erreicht werden, weil die Einheit der Person nur im Erlebnis gegeben, aber nicht regressiv auffindbar ist. Die spekulativen Versuche, hier zur Totalität zu gelangen, behalten also durchaus Antizipationscharakter.

Anders bei der inneren Systematik, d. h. der Abgliederung der einzelnen Künste, Wissenschaften usf. aus ihrem allgemeinen Oberbegriff. Da vermag das wissenschaftliche Denken vorwärts zu kommen. Es hat sich der hier waltenden Doppeltheit des Ansatzes bewußt zu bleiben. Denn daß es überhaupt Wissenschaft, Kunst usf. gibt, ist nur aus Bedingungen des Subjekts zu begreifen; daß es aber einzelne Wissenschaften, einzelne Künste gibt, ist aus Bedingungen der objektiven Wirklichkeit zu verstehen, auf die sie bezogen sind; daß es also z. B. Malerei gibt, ist zweifach abzuleiten: 1. weil es Kunst gibt, 2. weil es eine spezifische Seite der Welt gibt, der gegenüber die Malerei spezifische Mittel der Erfassung und Darstellung ausgebildet hat. So ist grundsätzlich die Synthese Hegel-Schopenhauer zu vollziehen. Wie die Diltheyschen Typen der Weltanschauung sich durch alle Kultursysteme hindurchziehen, so greift die von Hegel zuerst gesehene Mehrfachheit der Kunstfunktion durch alle Künste hindurch. Die einzelne Kunst aber scheint wie die einzelne Wissenschaft ihren selbständigen Ursprung in dem Gegenstandsgebiet zu finden, und eine Systematik dieser einzelnen Künste würde daher in ähnlicher Weise zu versuchen sein wie die Systematik der Wissenschaften.

Nr. 26. Alte Geschichte.

Ernst Meyer, geb. zu Pinneberg (Schleswig-Holstein) 21. II. 98.

Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien.

Ref.: Prof. Kahrstedt. Korref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 18. VII. 23.

Der erste Abschnitt behandelt zunächst die Grenzen der persischen Satrapien und ihre Besetzung unter und nach Alexander, sodann die Zeit bis 281 v. Chr. Betreffs der Ausdehnung des lysimachischen und pleistarchischen Reiches schließt sich Verf. der Beloch'schen Auffassung an, die durch einige neue Bemerkungen gestützt wird. Wesentlich Neues bringt dieser Abschnitt nicht. Der Hauptabschnitt behandelt die territorialen Verhältnisse des dritten Jahrhunderts bis zum Frieden von Apamea, zunächst die ptolemaeischen Besitzungen an der Südküste. Sie reichten in Kilikien von östlich Seleukeia am Kalykadnos bis Ptolemais, in Pamphylien war sicher Aspendos ptolemaeisch, Lykien und Kaunos wurden wohl 285 ptolemaeisch. Das nächste Kapitel gibt eine sicher begründete Geschichte des rhodischen Festlandbesitzes. Um 336 war rhodisch ein etwa 10 km breiter Küstenstreif von Kyllandos und Idyma einschliesslich bis Physkos, dazu die Westküste des Golfs von Telmessos mit Daidala und Krya (Demos *Κρυασσεῖς*) und die Insel Megiste. 323 wurde dazu erworben das Land um den Kessel von Mughla, um 241 Stratonikeia, 197 Kaunos. In Westkarien waren seit 280 ägyptisch Halikarnass, Myndos, Knidos, wahrscheinlich seit ca 262 Bargylia, Iasos und Umgebung. Antigonos Doson hatte in Karien keine Besitzungen. In Ionien wurden um 280/79 ptolemaeisch Milet, Herakleia, Samos, dazu um 262 Ephesos und Priene (?). Der gesamte ionische Besitz ging infolge der Schlacht von Kos (um 261) um 259 verloren. Nach 245 waren ptolemaeisch, wenigstens nominell: Milet, Samos, Priene, Ephesos, Lebedos, Erythrai, Abydos. Philetairos besaß nur die nächste Umgebung von Pergamon, dazu nahe Beziehungen zu Aigai und Temnos, Eumenes I. erweiterte das Reich durch den Sieg bei Sardes bedeutend. Grenzen: Ida östlich Antandros, Kastelle bei Kiresün, zwischen Nakrasa und Thyateira, Westrand der hyrkanischen Ebene, Kap Hydra. Von den Eroberungen der Jahre 226 ff eroberte Attalos I. 218 zurück die Aeolis, die Troas und das Land bis zum Makestos; im Vertrage von 216 mit Antiochos III. mußte er alles aufgeben mit Ausnahme einiger griechischer Städte; auch diese fielen 197/6 von Eumenes II. ab. Bithynien reichte im Anfang nur bis an den Sangarios nördlich Nikaia; Ziaelas eroberte alles bis zur galatischen Grenze; Prusias I. machte im Süden große Eroberungen bis an Rhyndakos und Olymp, dazu die spätere *ἐπίκτητος*. Das nördliche Kappadokien reichte schon im Anfang bis ans Gebiet von Herakleia, im übrigen waren die Grenzen der beiden Kappadokien etwa so, wie auf Karte VII der Formae orbis antiqui. Daß das südliche Kappadokien erst nach 280 als selbständiges Reich entstand, wird durch neue Gründe gestützt. Nicht seleukidisch waren ferner Galatien, Paphlagonien, die Tauroslandschaften und die Fürstentümer der Teukriden von Olba, der Zenophaniden in Kilikien, des Hauses des Lysias im südlichen Phrygien und andere Dynasten. Zum Schluß gibt Verf. noch eine Zusammenfassung der territorialen Geschicke des Seleukidenreiches in Kleinasien bis 189. Ein Anhang gibt einige Bemerkungen über Kleinasien nach dem Frieden von Apamea, eine Zusammenstellung der Zeugnisse für die

pergamenische Herrschaft und vor allem eine Darstellung der bithynisch-pergamenischen Grenze. 183 wurden pergamenisch und blieben es bis zum Schluß die gesamten Gebiete östlich des Sangarios bis zur galatisch-paphlagonisch-pontischen Grenze mit Ausnahme des nördlichsten Teiles zwischen dem Sangarios und Herakleia. Pergamon erreichte hier mit Tios und Masdye die Küste des Pontos. Nur Tios wurde nach 179 an Bithynien zurückgegeben.

Nr. 27. Mittlere und Neuere Geschichte.

Elisabeth Blochmann, geb. zu Apolda 14. IV. 92.

Die Flugschrift »Gedencke, daß du ein Teutscher bist«.
Ein Beitrag zur Kritik der Publizistik und der diplomatischen Aktenstücke.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 15. XI. 22.

Die Dissertation ist erschienen in dem »Archiv für Urkundenforschung«, herausgegeben von Brandi und Breßlau, VIII, Berlin 1923.

Nr. 28. Mittlere und Neuere Geschichte.

Helene Borkenhagen, geb. zu Swinemünde 29. IX. 85.

Die Geschichte Ostfrieslands unter hannoverscher Herrschaft 1815–1866.

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 20. VI. 23.

Die Arbeit erscheint in dem Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden vom Jahrgang 1923 an.

Nr. 29. Mittlere und Neuere Geschichte.

Bernhard Dammermann, geb. zu Fintel (Prov. Hannover) 6. I. 95.

*Lothar Bucher in England, vor allem nach seinen Berichten an die Berliner Nationalzeitung von 1850–61.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korr.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 2. V. 23.

Zaddach hat in »Lothar Bucher bis zum Ende seines Londoner Exils« B. s. Werdegang bis 1850 in einer allen Ansprüchen genügenden Art behandelt. Aber die Londoner Zeit, die wichtigste Epoche seiner politischen Entwicklung, ist darüber zu kurz gekommen. In vorliegender Arbeit wird der Versuch einer eingehenden Darstellung von B. s. Entwicklung und Wandlung während seiner Verbannung gemacht.

1. Abschnitt: Bucher als Demokrat. Zunächst wird ein Bild von B. s. Stellung innerhalb der Londoner Flüchtlingswelt und im Prinzipienkampf zwischen Reaktion und Freiheit entworfen unter besonderer Berücksichtigung seiner Feindschaft gegen Rom und Orthodoxie. Anschluß in England suchte der radikale Demokrat unter dem Eindruck von Carlyles Latter-Day Pamphlets zunächst bei Radikalen und Chartisten und übte kurze Zeit eine scharfe, sozialistische Kritik an den englischen Zuständen. Kommunistische Tendenzen der Chartisten und der gewaltige Eindruck des englischen Wirtschaftslebens führten ihn bald auf die bürgerliche Seite zurück. Die Freihandelstheorie gewann Leben, mit Cobden und Manchester setzte er sich auseinander. Aber ihre materialistische Engherzigkeit und ihr Eintreten

für allgemeine Abrüstung vor dem Sieg über die Reaktion stieß ihn von ihnen ab. Zugleich gab er der Selbstverwaltung den Vorzug vor privaten Assoziationen. Seine Stellung zu Verfassungsfragen wurde lange von der Furcht vor einer monarchischen Reaktion bestimmt, jede Zentralisation blieb ihm verhaßt. Am Parlament fand er in dieser und in sozialer Hinsicht manches zu tadeln, erkannte bald, daß ein ausdrückliches oder stillschweigendes Abkommen der beiden Adelsfraktionen die Grundlage des parlamentarischen Systems bildete. Doch alles wurde aufgewogen durch die Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung imstande sei, jeden Mißbrauch der Gewalt zu verhindern. Seine Beobachtungen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ließen ihn bald erkennen, daß der Egoismus die Grundlage der Politik sei. Doch glaubte er, die Einsicht des englischen Volkes halte es fest bei der Sache der Freiheit, die ihm ebenso wie sein Weltbürgertum der ferne »Polarstern« blieb.

2. Abschnitt: Der Ketzer. Urquhart. Urquhart nahm B. im Sommer 1853 den schon durch Carlyle erschütterten Glauben an die öffentliche Meinung, zerbrach damit sein System. Um Englands Politik während der Orientkrise erfassen zu können, suchte B. dann unter U. s. Leitung und Beihilfe von Toulmin Smith die diplomatische Geschichte der letzten Jahrzehnte und die Entwicklung des englischen Regierungssystems von den Anfängen an zu erforschen. Mißtrauen als stärkste Triebfeder und die Monomanie U. s. ließen ein sehr einseitiges Bild entstehen, das aber äußerst wertvoll war, weil es gerade die Züge enthielt, die in den bisherigen Vorstellungen deutscher Liberaler von England fehlten. Schließlich kam B. zur völligen Ablehnung des parlamentarischen Systems, weil es Gemeinsinn und Verantwortlichkeit untergrabe und verräterische Außenpolitik nicht verhindere. Als Abhilfe schlug er mit U. und Gneist, aber im Gegensatz zu S., Wiedereinsetzung des von der Krone ernannten, rechtlich verantwortlichen privy council vor, wollte durch die innere Politik die auswärtige von der expediency zurückführen zum romantisch verklärten alten Völkerrecht, wodurch die Erkenntnis vom Egoismus des Staates verdunkelt wurde. Der »Parlamentarismus, wie er ist« und seine Wirkung werden eingehend besprochen. B. endete in kritischer Zersetzung aller politischen Begriffe und Systeme, die ihm den Weg bahnte zur vollständigen Beugung unter die Wirklichkeit.

3. Abschnitt: Bucher als Deutscher. Mit dem Pariser Frieden war sein Kampf gegen expediency gescheitert, auf die Zersetzung seines Systems folgte müde Resignation. Aber der Gedanke an Auswanderung nach Amerika blieb unausgeführt, da die Aufgabe, Deutschland zu warnen, ihn nicht losließ. So arbeitete er in den nächsten Jahren seine Anschauungen über Realpolitik heraus, an deren Spitze der Satz steht: »Der Staat ist sich Selbstzweck; seine Mission ist sich zu erhalten und vervollkommen«. Damit wuchs er völlig über das Parteiwesen hinaus, wurde schlechtweg Deutscher, obwohl er die demokratische Grundlage beibehielt und nach der sozialen Seite hin ausbaute. Deutschland sollte sich ganz auf seine eigene Kraft stellen und nicht falschen Göttern vertrauen. Weil er gegen jede Verringerung deutschen Machtgebiets war, verwarf er das Nationalitätsprinzip und war Großdeutscher. Seine Stellung in den Kämpfen um 1859 wird eingehend dargestellt.

Schluß: Das Ergebnis seiner Entwicklung wird gezogen, seine politischen Fähigkeiten und Mängel werden festgestellt. Unfähig zu selbständiger politischer Tätigkeit, war B. doch an zweiter Stelle von unschätzbarem Wert. Schließlich werden noch das Zerfließen seiner großdeutschen Hoffnungen und sein Suchen nach dem Mann bei Lassalle und Bismarck gewürdigt.

Nr. 30. Mittlere und Neuere Geschichte.

Leo R. Delfoss, geb. zu Ronse (Flandern) 3. IX. 95.

*Die Jugend Karls V.**

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. Walther. Prüf.: 25. IV. 23.

Ein Versuch die Jugendentwicklung Karls V. in ihren Grundzügen einheitlich darzustellen.

1. Die Mutter. Die Geschichte der Mutter Karls V. hat inbezug auf die Wesensgestaltung und Lebensstimmung des Kaisers die größte Bedeutung. Juana von Castilien ist von 1507 bis zu ihrer Todesstunde 1555 zuerst in Arcos, dann in Tordesillas als Geisteskranke in Gewahrsam gehalten worden. Es wird der Versuch gemacht nachzuweisen, daß die Königin in der Tat niemals geisteskrank gewesen ist. Ihre Reklusion ist zunächst aus Staatsgründen erfolgt: ihr Vater wollte verhindern, daß ihr Gemahl und später ihr Anhang in Castilien zur Regierung komme. Die ihr dabei zur Last gelegten Handlungen haben indessen mit Wahnsinn nichts zu tun. Doch wurden sie, von den Absichten und Zielen der Juana losgelöst, als Krankheitssymptome gedeutet.

Eine Darstellung der Ereignisse welche mit dem (bisher unbeachteten) Vergleich der Granden vom 18. Sept. 1506 in Verbindung stehen, beleuchtet die Haltung der Königin von einer neuen Seite (Anhang III). Die Korrespondenz (1518—1522) des Gouverneurs von Tordesillas zeigt uns wie die Gefangene in der Zeit der Comunidades mit freiem Sinne und einem sichern Verantwortungsgefühl hervortritt (vgl. 5). Als sie sich um ihre Hoffnung auf endliche Befreiung betrogen sieht, verliert sie ihren Glauben an die Menschen und an Gott. Aus einer späteren Korrespondenz (1552—1555) erfährt man, daß sie, wie die Ketzer in England, ohne Messe, ohne Heiligenbilder und ohne Sakramente lebt. Beweise von Geisteszerrüttung sind nicht vorhanden (Anhang VI).

2. Kindheit und Erziehung. Der kleine Prinz wird mit seinen Schwestern von der Tante Margareta großgezogen. Aber schon in Mai 1509 kommt er unter die Obhut des Herrn von Chievres. Von diesem wird er in einer antipathischen Stimmung gegen seine eignen Verwandten erzogen. Anfangspunkte seiner späteren Züge, Isolierung von der Außenwelt, Sucht nach Fernen, »plus ultra«, Waffenübung und Jagd. Die »Princesse lointaine«, seine englische Braut (1514).

3. Der Zögling Chièvres. Skizze der Politik Chièvres: sie folgt der Linie der burgundisch-niederländischen Sonderbestrebungen: Loslösung vom Deutschen Reich. Widerspruch mit dem Gedanken der Karl zugedachten Kaiserwürde. Chièvres widersetzt sich auch der »spanischen Reise«. Nicht Spanien, sondern Flandern soll der Mittelpunkt der habsburgischen Monarchie sein. Frankreichfreundliche Stimmung.

4. Die Stunde Maximilians. Die 1517 auftretenden »selbständigen« Handlungen Karls sind keine Zeichen einer geistigen Frühreife; sie gehen zurück auf eine Bearbeitung von seiten Maximilians. (Geheime Unterredung am 18. April 1517). Karl bekennt sich zu den Grundsätzen der maximilianischen Politik und setzt seine Reise nach Spanien mit Entschiedenheit durch. (Sept. 1517).

5. Spanien das Mutterland. Der junge König ist den neuartigen Problemen Spaniens nicht gewachsen; er ist wieder auf Chièvres angewiesen. Die von den Granden hervorgerufenen Schwierigkeiten machen ihn den Staatsgeschäften abspenstig. Er vergißt sie in Festen und Damendienst. Auch muss das Erlebnis von Tordesillas die Erfüllung der königlichen Aufgaben erschweren.

6. Die Sturm- und Drang Periode. Am Wesen des neuen Kanzlers, Gattinara, erwacht der Fürst zur kaiserlichen Stimmung. Die Emperador-Einstellung zeigt sich schon mit jugendlicher Uebertreibung Luther gegenüber. Die Sturm- und Drang- Stimmung äußert sich in den zahlreichen Liebeserlebnissen des Kaisers. 1522—23 wird Karl Vater von drei Mädchen. Das Unternehmen gegen Frankreich, zuerst 1521, dann in großartigerem Maßstabe um 1523 ist der Abschluß dieser bewegten »Gloria«-Zeit.

7. Die Depression und der Neue Auftakt. Der Feldzug gegen Frankreich endet jämmerlich. Der Kaiser selbst wird krank. (Frühling 1524 bis Feb. 1525). Seelische Depression. Erdrückende Momente: Gottesferne der Mutter Juana, Neigung der Schwester Isabelle zum Luthertum, Verbreitung des neuen Glaubens in den eignen Erbländern. — Besinnung und Genesung: Zeit der Pereza, Ruhe in dem Mutterlande (1524—1529). Aber die Sehnsucht nach der Ferne bleibt wach. Unter dem Einfluß seines Beichtvaters entschließt sich der Kaiser seine »Peregrinacion« durch die Welt anzutreten. Den romantischen Traum seiner Jugend wird er als Pflicht erfüllen.

Nr. 31. Mittlere und Neuere Geschichte.

Renate Duckstein, geb. zu Hannover 27. VI. 96.

*Die Welfenlegion. Die Politik des Königs Georg von Hannover in den Jahren 1866—1870 im Zusammenhang mit der großen europäischen Politik.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Prüf.: 17. V. 22.

Es ist oft die Rede gewesen von der sogenannten Welfenlegion König Georgs. Heinrich v. Sybel spricht an meheren Stellen von ihr, Bismarck setzt sich des öfteren mit ihr auseinander, am ausführlichsten in der großen Rede im preußischen Landtag vom 29. Januar 1869. Noch heute spielt sie im Kampf der Parteien eine große Rolle. Bisher fehlte es aber an einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellung des Schicksals dieser welfischen Legion, uud eine solche soll diese Arbeit auf Grund archivalischer Studien im Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches geben. Sie will die Politik König Georgs, deren Ziel die Wiedergewinnung Hannovers war, im Rahmen der großen europäischen Politik dieser Jahre darstellen und aus ihrer Zeit heraus zu verstehen suchen.

Seit dem Frühjar 1867 war eine große Koalition gegen Preußen im

Begriff sich zu bilden, bestehend aus den Gegnern der neuen Entwicklung in Deutschland, nämlich Oesterreich, Frankreich und Italien. Auf diese Dreibundverhandlungen ist ein neues Licht gefallen durch die Untersuchungen von Eduard von Wertheimer, die er auf Grund von Studien im Wiener Staatsarchiv in der »Deutschen Rundschau« vom Oktober, November, Dezember 1920 und Januar 1921 veröffentlicht hat. Insbesondere rückt er die Gestalt des österreichischen Ministers Grafen Beust, dessen entscheidende Rolle bei diesen Verhandlungen von Sybel wohl mit Absicht etwas im Dunkel gelassen worden ist, in helleres Licht. Oesterreich hoffte bei dieser Politik auf die Unterstützung süddeutscher Staaten rechnen zu dürfen, — besonders ausgesprochen war die Preußenfeindschaft bei dem hessischen Minister Freiherrn von Dalwigk und seinem Souverän.

Diese politische Lage war sehr günstig für die Bestrebungen König Georgs. Er suchte mit der großen europäischen Politik in Fühlung zu bleiben: zu diesem Zweck behielt er die hannoversche Gesandtschaftskanzlei in Paris bei und sandte als seinen diplomatischen Vertreter den Regierungsrat Meding dorthin. Sein Ziel war Anschluß an diese Koalition. Er stand dabei auf Seiten Oesterreichs und der süddeutschen Staaten, also der alten Vormächte in Deutschland, und der Kampf sollte sich allein gegen Preußen richten. Der König wollte der Koalition aber als selbständiger Verbündeter beitreten, an der Spitze einer eigenen Truppe, um nachher seine Ansprüche mit größerem Nachdruck durchsetzen zu können. Diesem Zweck allein diente die Organisation der »hannoverschen Legion.«

Von den Offizieren der alten hannoverschen Armee waren dem König 81 treu geblieben, davon 19 in aktivem Dienst. Diese jungen wagemutigen Leute wurden nun die Hauptstützen der welfischen Bewegung. Es bildete sich ein sogenanntes »geheimes Comité«, dessen Aufgabe es war, die Verbindung mit den Soldaten der alten hannoverschen Armee so aufrecht zu erhalten, daß diese jederzeit bereit waren, wieder zu den Waffen gerufen zu werden. In der Bevölkerung wurden die Traditionen der »King's German Legion« vom Anfang des Jahrhunderts wieder lebendig, und so gab man auch der neu aufzustellenden Truppe den Namen »Legion König Georgs«. Die Tätigkeit des »geheimen Comités« war von Erfolg gekrönt, da die weitesten Kreise, vor allem der Adel, dann die in Hannover besonders starke Bauernbevölkerung, ebenso die gesamte Geistlichkeit, die alte hannoversche Beamtenschaft und die kleinen Gewerbetreibenden durchaus preußenfeindlich gesinnt waren.

Während der Luxemburger Krise im Frühjahr 1867 traten etwa 160 Mann, zunächst ohne Wissen des Königs, über die holländische Grenze, um sich in Arnheim zu sammeln. In den folgenden Wochen erhielten sie bedeutenden Zuzug. König Georg, der in Hietzing bei Wien weilte, war zuerst garnicht einverstanden mit diesem übereilten Schritt, doch schrieb er bald darauf an Meding, daß er die Emigration, wenngleich sie verfrüht erscheine, doch als von der göttlichen Vorsehung gefügt betrachte. Auf wiederholte Beschwerden der preußischen Regierung wurden die Hannoveraner jedoch aus Holland ausgewiesen, und die Legion unter dem Kommando des Hauptmanns von Hartwig nach der Schweiz überführt. Dort war die Aufnahme bei der Bevölkerung aber von vornherein sehr wenig freundlich, und so wurde die Legion im Januar 1868 nach vorheriger vertraulicher

Anfrage nach Frankreich überführt, nachdem sie sich inzwischen bedeutend verstärkt hatte. Der Aufenthalt der Legion in Frankreich paßte viel besser in König Georgs Pläne, außerdem wurde die Legion hier von Anfang an mit ungleich größerer Sympathie aufgenommen als in der Schweiz. Meding hatte es in der Zwischenzeit verstanden, durch sehr geschickte Beeinflußung der französischen Presse lebhafte Sympathien für die Hannoveraner zu erregen und weite Kreise von der Nützlickeit der Hilfe Hannovers bei einem Krieg zu überzeugen. Meding hatte mit dem Grafen von St. Vallier über ein Bündnis zwischen Hannover und Frankreich verhandelt. Er stellte Frankreich eine hannoversche Truppe von 20000 Mann in Aussicht, sowie eine vollständige Volkserhebung in Hannover, unter der Voraussetzung, daß sich der Krieg allein gegen P r e u ß e n richte und daß Frankreich keine Eroberungen auf Kosten Deutschlands beabsichtige. Diese Bedingung stellte also König Georg ausdrücklich. Aber wer konnte im Ernst daran glauben, daß sich die Franzosen im Fall eines Sieges daran gekehrt hätten? Wir erkennen hieraus die große Weltfremdheit des Königs; er glaubte an die Selbstlosigkeit Frankreichs, bildete sich ein, daß Napoleon für die Sache des Legimitätsgedankens in Deutschland eintreten würde, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Es bildete sich bei der Legion im Kleinen eine förmliche Heeresleitung aus, unter strenger militärischer Ordnung. Der Stab weilte in Paris, während die übrigen Offiziere sich bei der Truppe aufhielten. Die Mannschaften waren nach Waffengattungen geordnet, so daß sie die Cadres der im Krieg aufzustellenden Regimenter bildeten, denen später die neuen Mannschaften nur angefügt zu werden brauchten. Für Waffen und Ausrüstung war ebenfalls gesorgt. Dem König Georg wurden aber die Kosten, die jährlich 350000 Taler betrugen, bald zu hoch, und so verfügte er im Februar 1870 die Auflösung der Legion. Man bot jedem der Leute 400 Frs sowie Reisegeld nach einem gewünschten Ort. Ein großer Teil blieb jedoch freiwillig in Frankreich zurück. Bald darauf brach ziemlich überraschend der Krieg aus. Durch die ungeschickte herausfordernde Politik Gramont's war die Lage aber ganz anders geworden, als König Georg sie für seine Beteiligung am Kriege auf französicher Seite vorausgesetzt hatte. Es war kein Krieg gegen Preußen, sondern ein Krieg gegen ganz Deutschland geworden: der empörte deutsche Nationalstolz erhob sich in einmütiger Begeisterung. Oesterreich hatte auf Verlangen des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrassy offiziell »vorläufig« seine Neutralität erklärt, und über die Haltung Italiens entschieden die schnellen deutschen Siege. Es war unter diesen Umständen eine Unmöglichkeit für König Georg, aktiv auf französicher Seite am Kriege teilzunehmen. Meding hatte sich im Mai 1870, erzürnt und beleidigt durch die letzten Vorgänge, der preußischen Regierung genähert und ihr seine Dienste angeboten, gegen eine jährliche Pension. Er war im Uebrigen, wie deutlich aus den Akten des Auswärtigen Amtes hervorgeht, v o r diesem Zeitpunkt kein preußischer Agent, wie das meist von welfischer Seite behauptet wird. Von den in Frankreich zurück gebliebenen Legionären traten eine ganze Anzahl einzeln in französiche Regimenter ein, aber auf eigene Verantwortung, ohne Beeinflußung oder Leitung durch König Georg.

Der König gab auch nach der Einigung Deutschlands seine Hoffnungen

nicht auf, und von dieser Zeit an muß man ihm den Vorwurf machen, sich immer mehr in unausführbare Ideen verrannt und seine Zeit nicht mehr verstanden zu haben. Im Uebrigen können wir heute seine Politik unbefangener und weitherziger beurteilen; er war ein Gegner Preußens, aber ein Anhänger der großdeutschen Idee und kämpfte jedenfalls für ein ideales Ziel, den Gedanken der monarchischen Legitimität. Wir müssen seine Politik aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen suchen, in der es noch kein geeintes Deutsches Reich gab und die letzte Lösung der deutschen Frage noch offen stand; denn daß die Lösung durch den Prager Frieden von 1866 nicht endgültig war, erschien jedem klar. König Georg war durchaus ein Parteigänger Oesterreichs; wenn er außerdem auch Frankreich in seine antipreußischen Bündnispläne einbezog, so tat er das, weil er verblendet genug war, an die Möglichkeit eines französischen Sieges über Preußen zu glauben, der Deutschland keine Gebietsverluste kosten, sondern nur den im Jahre 1866 verletzten Legitimitätsgedanken zu gunsten der damals Entthronten wiederherstellen würde.

Nr. 32. Mittlere und Neuere Geschichte.

Paul Fuchtel, geb. zu Braunschweig 17. V. 95.

Der Frankfurter Anstand von 1539, sein Zustandekommen und seine Durchführung.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 11. VII. 23.

I. Die Einleitung der Konkordienpolitik.

In der Verlegenheit, welche dem Kaiser Karl V. das Scheitern des Konzils und die Mißerfolge seiner deutschen Politik angesichts des geplanten Türkenzuges bereiteten, ging er auf das brandenburgische Vermittlungsangebot ein und verabredete mit dem Papste die Vornahme von Konkordienverhandlungen, zu deren Durchführung Aleander nach Deutschland entsandt wurde. Die Klärung aller Vorfragen überließ Karl seinem Bruder Ferdinand. König Ferdinand, wenig verantwortungsfreudig, wünschte die Verhandlungen mit den Protestanten von habsburgischer Seite durch kaiserliche Bevollmächtigte führen zu lassen. Auf seine Bitte hin entsandte der Kaiser den Erzbischof von Lund als Bevollmächtigten, ohne vorher die protestantischen Forderungen zu kennen. Während König Ferdinand nur auf irgend ein Abkommen hinzielte, das die Türkenhilfe der Protestanten sicherte, war es dem Kaiser Ernst damit, auf dem Wege über einen Anstand zur Konkordie zu gelangen. Die Kurie, der mit einem bloßen Anstande nicht gedient war, suchte beim Kaiser die ganze Aktion zu hintertreiben. Mit Rücksicht auf die Protestanten wurden die Kurialen zu den in Frankfurt stattfindenden Einigungsverhandlungen nicht zugelassen.

II. Die Verhandlungen in Frankfurt.

Die Schmalkaldener glaubten nicht an das Gelingen der Verhandlungen und spielten in ihrer Besorgnis mit dem Gedanken des Praeventivkrieges. Während der Verhandlungen mit Lund, bei denen die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz vermittelten, stärkten Gesandschaften aus Dänemark, England und Cleve sowie der französische Söldnerführer Graf Fürstenberg den Mut der Schmalkaldener. Gegenüber ihrem Verlangen nach einem

endgültigen Frieden schlug ihnen Lund einen kurzen Anstand und ein Religionsgespräch vor. Verdächtige Truppenbewegungen in Niederdeutschland gefährdeten die Verhandlungen. Schließlich gaben die Schmalkaldener nach. Das Abkommen vom 19. April 1539 sah einen sechs-monatigen Anstand und die Abhaltung eines Religionsgespräches am 1. August vor; im Falle der Zustimmung des Kaisers zu gewissen, noch nicht entschiedenen Fragen konnte der Anstand auf 15 Monate ausgedehnt werden. Das Wesentlichste zum Gelingen der Verhandlungen taten die beiden vermittelnden Kurfürsten.

III. Die Durchführung des Anstandes.

Weder die Protestanten noch die Katholiken waren mit dem Abkommen einverstanden; Uebertretungen kamen auf beiden Seiten vor. König Ferdinands anfängliche Freude schwand, als die Türkenhilfe sich trotz des Anstandes nicht ermöglichen liess. Das Religionsgespräch wurde hinausgeschoben. Die Kurie, die nach Ausschaltung ihrer Abgesandten von den Verhandlungen in dem Religionsgespräch ein Nationalkonzil fürchtete, erhob durch Montepulciano beim Kaiser scharfe Gegenvorstellungen. Trotzdem sandte Karl den Erzbischof von Lund wieder nach Deutschland, um mit Ferdinand über die Abhaltung des Religionsgespräches zu beraten. Jetzt lehnte jedoch König Ferdinand mit Rücksicht auf die Kurie vorläufig ab. Schliesslich entschied sich der Kaiser nach langen Verhandlungen mit König Ferdinand, der Königin Marie, den Kurialen, mit katholischen Fürsten und mit einer schmalkaldischen Gesandtschaft im April 1540 in Gent doch für das Religionsgespräch. Aussenpolitische Fragen gaben den Ausschlag.

Die eigentliche Bedeutung des Anstandes liegt darin, daß er die Reunionspolitik reichsrechtlich festlegte und trotz aller Verschleierungen praktisch die Grundlage für die kaiserliche Politik der nächsten Jahre bildete.

Nr. 33. Mittlere und Neuere Geschichte.

Fritz Zschaeck, geb. zu Frankfurt a. M. 22. VII. 95.

Das Urkundenwesen der Grafen von Arnsberg (1175–1368).

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 25. X. 22.

Die Dissertation ist im Archiv für Urkundenforschung, herausgegeben von Brandi und Breßlau, Band 8 S. 281–327, Berlin 1923 erschienen. Den Sonderabdrücken auf der Universitätsbibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin sind photographische Wiedergaben von Pausen der Schriftproben beigegeben.

Nr. 34. Kunstgeschichte.

Walter Paatz, geb. zu Burg b. Magdeburg 10. III. 02.

Studien zur Geschichte der Magdeburger Skulptur des 13. Jahrhunderts.

Ref.: Prof. Graf Vitzthum. Prüf.: 11. VII. 1923.

In Magdeburg, das seit dem 12. Jahrhundert der Sitz einer Bildhauerschule war, beginnt mit dem Neubau des Doms, der 1208 in Angriff genommen wurde, eine neue Richtung sich geltend zu machen, deren Grundlagen in der französischen Gotik zu suchen sind. Ihr erster Vertreter ist der Meister

des sogenannten »französischen Portals«, einer seiner Arbeitsgenossen der Meister des Magdalenentympanons. Beide haben ihre Schulung in Chartres bekommen, wie die bis ins Einzelnste gehenden Beziehungen zwischen den Magdeburger und den Chartreser Werken beweisen. Zeitlich ist ihre Tätigkeit in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre zu setzen. Der französisch-frühgotischen Richtung der Magdeburger Kunst gehört weiter der Meister der Marmormadonna an, dessen Werk aber bereits den entwickelteren Zustand der französischen Skulptur wiederspiegelt, wie wir ihn an der Kathedrale von Reims besonders beim Heimsuchungsmeister sehen, zu dessen Figuren die engsten Beziehungen bestehen. Dem Meister der Marmormadonna ist eine ganze Reihe von dekorativen Arbeiten zuzuweisen, die mit seiner Madonna und der an der Südwand des Querschiffs zusammen aufgestellt sind.

Gegenüber dieser älteren, französischen Richtung setzt am Anfang der vierziger Jahre eine andere, jüngere ein, die von der deutschen frühgotischen Skulptur ausgeht, wie sie die zweite Bamberger Werkstatt am Ende der dreißiger Jahre ausgebildet hatte. Ob das Werk des Meisters des Bohnensacks und der Schäferfiguren am Nordwestturm, das wegen der Darstellungs-Gegenstände besonders interessant ist, bereits auf Bamberg zurückgeht, kann bei der Ersetzung der Originale durch ungenaue Kopien leider nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden. Der erste Meister der jüngeren Richtung ist der Künstler, dem wir das Denkmal Kaiser Otto II. auf dem Alten Markt verdanken. Das um 1240 abgefaßte Magdeburger Weichbildrecht erweist mit Sicherheit, daß wir es mit Otto II., nicht mit Otto I. zu tun haben, wie bisher allgemein angenommen wurde. Wir haben in dem Denkmal nicht ein politisches Monument zu sehen, das sich im Interesse des Bürgertums gegen die erzbischöfliche Gewalt richtete, kein »signum libertatis«, wie man vielfach geglaubt hat, sondern ein rein rechtliches Denkmal, das dem Stifter des Weichbildrechts gesetzt wurde. Der Erhaltungszustand seiner Skulpturen ist, wie sich aus den Akten des Magistrats ergibt, folgender: Unversehrt bis auf Kleinigkeiten ist der Reiter selbst erhalten. Vom Pferde sind der Kopf und der Rücken Original, Hinterteil, Bauch und Beine Ergänzungen von 1858. In diesem Jahre sind auch die beiden weiblichen Figuren stark überarbeitet worden. Stilistisch geht das Denkmal in allen Einzelheiten ebenso wie im Gesamtmotiv auf Bamberg zurück, ist aber eine selbständige und entwicklungsgeschichtlich sehr bedeutsame Weiterbildung des Bamberger Stiles. An diesen Meister knüpfen drei kleinere an, der Meister der Ecclesia und Synagoge, der Meister der Sitzfiguren von Otto und Editha und der der gekrönten Frau in der mittleren Chorkapelle. Die Beziehungen zum Otto-Denkmal sind so eng, daß man die drei Künstler als Schüler und Werkstattgenossen von dessen Schöpfer ansehen muß. In ihrem Werk, das an Qualität bedeutend hinter dem ihres Lehrers zurücksteht, kreuzen sich mit dessen Einwirkungen direkte Einflüsse aus Bamberg, solche von der älteren sächsischen Skulptur und dem Meister der Klugen und Törichten Jungfrauen. Dieser muß also zeitlich sehr bald nach dem Meister des Otto-Denkmals gearbeitet haben. Auch er hat seine Schulung in Bamberg empfangen, doch führt ihn sein völlig anders geartetes Temperament zu Bildungen, die sehr stark von denen des Otto-Denkmals abweichen. Hatte dieses den Körper betont und das Gewand schwer und massig gebildet, so strebt der Künstler der Jung-

frauen im Gegensatz dazu nach reich differenzierter und lebendiger Bewegung, nach Zügigkeit und Fülle der Linien und nach Intensität des Ausdrucks. Dabei bleibt er im Einzelnen völlig abhängig von Bamberg und verarbeitet sogar manche Motive seines Vorgängers in Magdeburg. Eine Fortsetzung seines Werkes bedeutet die Verkündigungsgruppe in der mittleren Chorkapelle, die von einem seiner Schüler gearbeitet ist und auch selbständig auf Bamberg zurückgreift.

Die zeitliche Ansetzung von Otto-Denkmal und Jungfrauen mit ihrem Gefolge bestimmt sich einmal durch die Architektur, von der sie z. T. umgeben sind, dann aber vor allem durch die Beziehungen zu der Plastik anderer deutscher Städte. Es kann kein Zweifel sein, daß der Meister der Grabplatte des Erzbischofs Siegfried III. v. Eppstein († 1249) von Mainz eine ganze Fülle von Magdeburger Motiven kopiert und daß die jüngeren Figuren der Münsterer Vorhalle bereits den Einfluß der Jungfrauen zeigen. Sehr wichtig ist es aber, daß wir dasselbe von den Naumburger Stifterfiguren sagen können. Eine ganze Reihe von Uebereinstimmungen in Einzelheiten sichert diese Tatsache, die besonders bedeutsam dadurch wird, daß der Naumburger Meiser nicht nur Kleinigkeiten, sondern wesentliche Eigenschaften seines Stiles der Magdeburger Kunst verdankt: die reiche Bewegung, die kräftige Bildung des Körpers und die großzügige Gestaltung des Gewandes. Seine Kunst vereint die der beiden Magdeburger Hauptmeister und bildet ihre eigentliche Fortsetzung. Die Entstehung der Naumburger Stifterfiguren in den fünfziger Jahren paßt gut zu dem durch das Eppsteinmonument gewonnenen terminus ante 1250 und da auch die architektonischen Details engste Zusammenhänge mit sicheren Werken der dreißiger-vierziger Jahre zeigen, werden wir nicht mehr zögern, die ganze Entwicklung der Magdeburger frühgotischen Skulptur auf Bamberger Grundlage vom Otto-Denkmal bis zur Verkündigungsgruppe in die Zeit vor 1250, d. h. in die vierziger Jahre zu setzen.

Nr. 35. Klassische Philologie.

Max Dieckhoff, geb. zu Bremerhaven 7. X. 92.

*Quaestiones Thucydideae.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 9. V. 23.

A. Textgeschichte.

I. Schriftsteller. Dionys von Harlikarnaß liest zwar schon neben einem noch nicht in die Traditionen L (vulgata) und B (Rezension der dreizehnbändigen Ausgabe, vgl. B_{II} = Vatic. B in VI, 92—VIII), sowie die Familien von L (c und b, cf. Hude) gespaltenen Text die Familie b (I 1, 2, wo er an zwei verschiedenen Stellen verschiedenen Text benutzt) nicht dagegen schon B (VII, 69 ff.). Diodor kennt die dreizehnbändige Ausgabe nicht (XII, 37, 2; XIII, 42, 5). Die Familientrennung innerhalb der ersten Tradition liegt also vor Dionys, die Entstehung der Tradition B nach ihm, aber vor Hadrian (pap. Oxyrh. 1246/1247). B setzt sich aber gegen L nicht durch und wird seltener benutzt; vgl. besonders die Grammatiker, die aber z. T. auch die Lesarten ungespaltener Ueberlieferung weitergeben. (Pollux I, 126, 11;

I, 132, 5; III, 90, 1. Am wichtigsten Stobaeus V, 9, 9. Von Schriftstellern besonders Dionys v. Halikarnaß zu VII, 70, 1).

B. Textgestalt.

Um ein volleres Bild von dem Text der ungespaltenen Ueberlieferung zu gewinnen, sind zu untersuchen

I. die Scholien. 1) schol. Patmensia (ed. Sakkelion, Revue de phil. I). Zweimal sind sie frei von einem Glossem im Texte aller Handschriften. (VI, 1, 2; VII, 27, 1; B hat wohl = L). Mit L oder B übereinstimmend geben sie stets das Richtige. (VII, 66, 3; VII, 70, 4; VII, 19, 1). 2) Die Scholien unserer Thucydideshandschriften. Eine kritische Ausgabe fehlt, nach Poppo scheinen die besten Handschriften der Casselanus (s. XIII) und Augustanus (jetzt Monacensis F, Text s. XI) zu sein. Um weiter zu kommen, habe ich den Casselanus eingesehen und konnte hier fünf Scholienhände scheiden, von denen die wichtigste eine mit roter Tinte schreibende ist (r; sonst $n^{1, 2, 3, 4}$). Im dritten Buche, wo r fehlt, tritt n^4 ein, dort wohl aus derselben Vorlage schöpfend. Während die übrigen Scholien teils belanglos teils sicher jung sind, spricht für das Alter dieser Scholien (r und n^4) schon, daß sie nach Poppo in F und den anderen alten Scholienhandschriften wiederkehren. Dazu kommen inhaltliche Gründe: a) Uebereinstimmend mit c oder b bieten sie meist das Richtige. b) Der Text ist mehrfach von einem Glossem aller Handschriften frei. (VII, 36, 4; VII, 58, 3; VII, 75, 6; VIII, 99, —; in I, 90, 3; I, 115, 2; I, 137, 1; II, 29, 3 wird B wie L gelesen haben.) c) Mit einer Tradition verbunden pflegen sie das Richtige zu bieten (VI, 92, 4; VII, 77, 2; VII, 77, 4; VII, 86, 5; III, 31, 3, wo M wohl B vertritt, vgl. nachher). d) Sie geben nicht selten abweichend von der gesamten handschriftlichen Ueberlieferung einen sicher alten Text (V, 9, 9; V, 70, —; V, 71, 1; V, 85, —, V, 89 —; V, 98 —; V, 99 —; V, 105, 2; V, 110, 2; V, 111, 3; III, 89, 2; V; 113, 1). So sind diese Scholien als Zeugen des ältesten Textes zu verwerten.

II. Spuren der Tradition B im ersten Teile (I—VI, 92). 1) M (s. XI). Im Allgemeinen gehört er zu b, ist aber sicher von anderer Ueberlieferung beeinflußt (vgl. Wilamowitz, Berl. S B. 1915, 608). a) Daß dies B ist, zeigt schon die Uebereinstimmung mit B_{II} (VIII, 90, 4). b) Im ersten Teil sprechen dafür Berührungen mit indirekter Tradition (Dion. Halic. III, 81, 3), sowie mit Pap. II, 90, 1; II, 67, 1; IV, 39, 1 und schol. III, 31, 1; III, 40, 6; VI, 16, 3; V, 90, —; VI, 74, 2; dazu variae lectiones I, 68, 3; I, 18, 1. Die bedeutenderen Lesarten, die M allein bietet, stammen also aus B (VIII, 87, 4; I, 49, 7; V, 10, 3; V, 65, 4; vor allem IV, 118).

2) Von M oder seiner Vorlage sind abhängig G (aus C nach Korrektur durch c^2 abgeschrieben, vgl. I, 39, 3/40, 1, aber mit einer anderen Handschrift verglichen) und F (meist zu b, aber auch ausgeglichen), da sie nur mit M gemeinsam besondere Lesarten aufweisen oder mit B_{II} und indirekter Tradition übereinstimmen. (VIII, 40, 1; VIII, 89, 2; VIII, 91, 3; IV, 38, 2; IV, 106, 1; IV, 118, 4 u. a.).

3) Die Familie b. VIII, 91, 1; VIII, 89, 4; II, 95, 1; II, 21, 3 u. a. zeigen, daß nach der Abzweigung von E (vgl. Wilamowitz, Berl. S. B. 1921, 318) eine Rezension in dem Archetypon der übrigen Handschriften von b (β) stattgefunden hat, die Fehler ausmerzte. Wenn dabei B benutzt worden

ist, so ist diese Benutzung zu scheiden von der späteren durch die in M vorliegende Rezension. Denn diese hat auf A B keinen Einfluß ausgeübt.

Nr. 36. Klassische Philologie.

Hans Keune, geb. zu Braunschweig 22. VIII. 97.

*De L. Annaei Senecae arte tragica quaestiones selectae.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 28. II. 23.

So wenig Birts Aufsatz in den N. Jhb. 27 (1911) betr. der Aufführbarkeit und stattgehabten Aufführung der Tragödien Sen. in seinem Ergebnis bezweifelt werden kann, so wenig kann seine Argumentation befriedigen und als Beweis für nicht stattgefundene Aufführung dienen. Die durch Analogien zu den gr. Tragödien entkräfteten Argumente waren durch zwingendere und beweiskräftigere Beobachtungen zu ersetzen, die sich auf Szenerie, Behandlung von Personen und Chor erstrecken. — Szenerie: cf. Troad. 483. Dieser Hügel nach Brauch und Ton der Worte als außerhalb der Stadt anzunehmen. Dagegen 503. 509 sqq. die Anwesenheit des Grabes auf der Bühne voraussetzen; 1087 bestätigt die Annahme zu 483. Damit ergibt sich 1) Inkongruenz hinsichtlich der Lage des Hügels, 2) für die Szenen, die das Grab auf der Bühne voraussetzen: Widerspruch zur Szenerie, die aus 4. 15/6. 265. anzunehmen: Trojas Trümmerfeld. — Betr. der Personen und angekündigten oder nicht angekündigten Auftretens ist für Sen. ebensowenig bestimmtes Schema festzustellen wie für die gr. Bühne. Sorglosigkeit in ihrer Behandlung erhellt aus Phaedr. 430 sqq. Wo blieb Phaedra während des Gespräches Amme : Hippolyt? Trat sie ab? Wann? Aus 1154 erhellt, daß Phaedra, 1159 wieder auftretend, zuvor im Palast war. Wann ist sie abgetreten? Also Ignorierung von Hauptpersonen während weiteren Verlaufs der Szene (cf. Menander), stillschweigendes Fallenlassen und Einführung κατὰ καιρόν. — Chorische Technik: 2. Lied im Thyest (336—403) bewies, daß Chor während vorhergehender Szene **nicht anwesend**. Aber im 3. Lied kann 548 nur gesagt sein, wenn Chor mit eigener Anschauung der letzten Szene beiwohnte. Schluß: offensichtliche Uneinheitlichkeit in Benutzung des Chors innerhalb desselben Stücks. — Solche Sorglosigkeit und Willkür gegenüber den res externae dürfte zwingender als Birts Argumente beweisen, daß Sen. Trag. nur Buchdramen sind.

Der zweite Teil behandelt die „innere Form" der Sen. Tragödien mit der Erkenntnis, daß die Stücke nicht nach strengen Gesetzen dram. Oekonomie komponiert sind, ihre eigentümliche Form nicht bloß aus rhetor. Interessen (Leo I. 159) zu erklären, sondern auch aus den philosophischen, moralisierenden, pädagogischen Tendenzen des Autors. — Folge dieser Tendenzen: Umschwung im Verhalten Phaedras und der Amme (85—273). Anfangs bekämpft die nutrix die Liebe Phaedras, mahnt zur Mäßigung, Unterdrückung des furor (132/3. 135. 140 sqq.); am Schluß aber bietet sie Hilfe zur Erfüllung dieser Liebe an: 271. Phaedras Verhalten: Anfangs Bekenntnis zügelloser Leidenschaft (177. 243). Am Ende: die Scham treibt sie in den Tod (250, 251/2: 184/5. 128. 178 sqq.). Als Folie dient Eur. Hipp. wo weder im Verhalten der Amme noch der Königin solcher Umbruch festzustellen ist. Diese Szene ist typisch für Sen. Kunst: krasse Peripetie, jäher

Umschwung im Verhalten der Personen von einem Extrem zum anderen ohne kontinuierliche, sorgsame psychologische Entwickelung. Es werden nur die Gipfelpunkte der Affekte aus den überlieferten Stoffen in Dialog und Monolog zur ausführlichen Darstellung gebracht, die aktuelle Handlung oft — wie hier — nur am Anfang und Ende einer Szene berücksichtigt. Den dazwischenliegenden Teil füllen philos. Interessen aus: Illustriert und dram. ausgeführt wird hier zunächst das Thema aus Epp. 85, 7 und besonders § 10. 11: die Möglichkeit, einen Affekt zu unterdrücken (cf. Phaed. 177. 184/5. 218. 251: 130. 165. 255. 263.) Die Amme bekämpft den Affekt, wie der Philosoph de ira III 13, 1 und ferner (132) ad Marc. 1, 7—8. de ira III 10, 2. I 7, 2. Epp. 95, 12. — v. 164: Epp. 105, 9. Weiteres Thema: Entstehung des furor: 178. 185, dagegen Amme 144 wie de brev. vit. 16, 5 (cf. auch Oct. 557. Agam. 295/7. Troad. 750/4). Komponiert ist endlich die ganze adhortatio der Amme gemäß einer Vorschrift in de ira I 6, 3 (∾ I 15, 1. I 16, 1—2).

Auf Grund der vv. 271 sqq. erwarten wir Phaedra voll höchster Spannung, Erregung, Erwartung. Dem widerspricht völlig 360/83 und 387 sqq. Letztes nach Eur. 202. 222. Unterschied: Eur. bietet Ausbruch völlig hoffnungsloser, verzweifelter Liebe. Sen. übernimmt — psychologisch falsch — diese Einzelzüge trotz 271. Ferner: bei Eur. handelt es sich um absolut verschwiegene und verheimlichte Liebe; das übernimmt Sen. 360 sqq. (besonders 362/3), trotzdem Szene 85 sqq. mit offenstem, leidenschaftlichstem Eingeständnis des furor vorherging. Auch diese Diskrepanz erklärt sich aus philos. Tendenz: die Beschreibung der Amme — mit höchster Kunst in der Verwendung Eur. Motive — ist komponiert nach einer Vorschrift in de ira II 35, 3 mit der Absicht, ein Bild der pravitas furoris und ein Kontrastbild zu der von der Stoa geforderten constantia (ὁμολογία) vitae zu geben (∾ de tranq. 1. 2, besonders 2 § 12). — In der Szene 431—588 bietet Lockrede der Amme (Thema: 446) ein Beispiel für die von Gegnern der Stoa geübte Verdrehung und Parodiesierung stoisch. Gedanken. So 446: de brev. vit. 9, 1. 6, 4. Die Amme ist von demselben Geist wie der fingierte Gegner in Epp. 123, 9—11. Hipp. dagegen verhält sich nach Vorschrift in Epp. 123, 13 und bietet eine Illustration zu stoischen Lehren: Epp. 7, 1. Epp. 104, 20 (cf. 490 sqq.). de beata vit. 1, 5 — vv. 501—517 ∾ Epp. 4, 8.

Im letzten Abschnitt Behandlung der Frage, ob (neben Leo I. 176) Ovid auch alleinige Quelle für Sen. gewesen sein kann. Der Vergleich Sen. 226 bis 45 mit Ov. 117—103—87—93/100—109/10—116 Sen. 652—669 mit Ov. 72/7 u. a. macht das wahrscheinlich gemäß Leo I. 154 zu Med. 1016/7 und gemäß Sen. eigener kompositioneller Tendenz aus Epp. 79, 6.

Nr. 37. Klassische Philologie.

Kurt Person, geb. zu Göttingen 24. IV. 98.

*Quid mors gloriosa in tragoedia graeca valeat.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Korref.: Prof. Baehrens. Prüf.: 26. VII. 23.

I. Den Griechen war von alters her Richtschnur für ihr Handeln die Anerkennung durch die Gesamtheit, der Ruhm, den man natürlich umso eher zugestand, als eine Handlung im Interesse eben dieser Gesamtheit begangen wurde. So steckt von Anfang an in der griechischen Ethik die

Forderung des Dienstes an einem Ganzen, ohne jedoch als altruistisches Motiv einer Sittlichkeit als Selbstzweck bis zu Sokrates das stärkere der Ruhmsucht ganz zu verdrängen.

Die Dauer dieses höchsten Lebenszieles über das Grab hinaus gleichsam als Ersatz für die Unsterblichkeit zu erstreben, war die natürliche Folge. Auf primitiver Stufe des Denkens wird der Tod als Erlöser von Leid und Qual gefeiert oder gesucht, auf höherer als Befreier von Schande. Beide Auffassungen finden sich in der Tragödie; bei weitem häufiger aber ist die des Todes als positiven Mittels, Ruhm zu bewahren und zu erwerben. Denn entweder soll nach einem bisher ruhmvollen Leben der freiwillige Tod, der dadurch selber ruhmvoll wird, ein Weiterleben in Schande verhindern (Aias), oder man will sich den Ruhm überhaupt erst durch den — entsprechend dem Wesen der *ἀρετή* — im Dienste der Allgemeinheit erfolgenden Tod erwerben (Eteokles, Opfertode). Bei der großen Bedeutung, die der Augenblick des Todes selber hat, genügt selbst nach einem Leben voller Ruhm und Erfolge eine unrühmliche Todesart, um den Ruhm des Verstorbenen für immer zu trüben (Agamemnon, Oidipus).

Der Adelsethik entsprechend, die nur von den Standesgenossen verlangte, daß sie ihr Leben in den Dienst des Standes stellten, beschränkt die Tragödie sehr häufig die Verpflichtung, ruhmvoll zu sterben, auf den *ἀνὴρ εὐγενής*[1]).

Während eine ältere und weniger edle Auffassung den Tod als *πόνων λύσις* ansah, kehrt — im Einklang mit einem verbreiteten Sprichwort — in der Tragödie der schon dem Bakchylides bekannte Gedanke '*πόνος* (auch *μόχθος*) *πατὴρ εὐκλείας*' ungeheuer oft, auch in Verbindung mit dem ruhmvollen Tode, wieder. Daher ist eine Stelle wie Hipp. 1367 *μόχθους δ' ἄλλως τῆς εὐσεβίας εἰς ἀνθρώπους ἐπόνησα* zu interpretieren: 'Ich habe Mühen gehabt, aber vergeblich (*ἄλλως*); denn eigentlich hätten sie mir Ruhm garantieren müssen' (ähnlich Odysseus in Eur. Philoct. (Dio Chrys. or. 59, 4) *μάτην πεπονῆσθαι*; auch Hclid. 448 *πολλὰ ἐμόχθησε μάτην*).

II. Der zweite Teil untersucht, welchen Einfluß die Ruhmsucht auf den Entschluß zu sterben hat. Der Eteokles des Aischylos läßt sich von der Rücksicht auf die Umwelt leiten, Unglück würde er tragen, die Schande macht ihn ruhmlos, also geht er für die Polis kämpfend in die todbringende Schlacht. — Noch schärfer spricht Aias sich für die starre äußerliche Denkart aus, für die das *καλῶς θανεῖν* zur Pflicht wird, wenn *καλῶς ζῆν* nicht mehr möglich ist. Aber man spürt, daß Sophokles schon nicht mehr in den Zeiten dieser feudalen Moral lebt, wenn er es vermeidet, Aias auf die berechtigten Vorstellungen Tekmessas eingehen zu lassen: Er getraut sich nicht, die traditionelle Ansicht gegen den Appell an Vernunft und Altruismus zu verteidigen. — Auch bei Elektra[2]) und selbst bei Antigone, für die nur die Pietätspflicht bestimmend ist, taucht der Gedanke an ihr ruhmvolles Ende auf, in beiden Fällen steht die geläuterte Auffassung der Heldin der konventionellen der Schwester gegenüber.

Euripides hat gleich in den beiden ältesten erhaltenen hierhergehörenden Stücken die Extreme wirkungsvoll kontrastiert: Alkestis, die erste Figur

---

1) Ai. 479 *ἀλλ' ἢ καλῶς ζῆν ἢ καλῶς τεθνηκέναι τὸν εὐγενῆ χρή.*
2) v. 1320 wird *καλῶς* mit den Hss. gegen Kaibel verteidigt.

der Tragödie, für die der Gedanke an Ruhm auch sekundär nicht in Frage kommt, steht ihrem Schwiegervater gegenüber, der gegen alles griechische Empfinden sich bis zu einem κακῶς ἀκούειν οὐ μέλει θανόντι μοι (726) hinreißen läßt. — Aehnlich Phaidra und Hippolytos: Jene darauf bedacht, ihren guten Ruf[1]) zu verteidigen, schreckt selbst vor einem Verbrechen nicht zurück; ihr Stiefsohn fühlt sich durch den Eid gebunden, die Aeußerung zu unterlassen, die ihm im Tode Ruhm verschaffen könnte. Hier ist zuerst der Konflikt von Pflicht und Ruhmsucht scharf herausgearbeitet und von beiden Hauptpersonen in verschiedenem Sinne entschieden. — Die Opfertodszenen schleppen, weil sie meist nur Episoden sind, noch viel Traditionelles mit und gleichen sich auch hinsichtlich unseres Motivs oft derart, daß von einem Fortschritt in der Behandlung nicht die Rede sein kann. — Der Herakles zeigt die endgültige Ueberwindung der alten Ethik, die den Tod verlangte, wenn Ehre und Ruhm verloren waren. Der im Aias angeschlagene Gedanke an Verzicht auf den rehabilitierenden Selbstmord aus Gründen höherer Moralität wird hier aufgenommen und das alte Motiv überwunden durch den Entschluß, das ruhmlose Leben zu tragen.

Im ganzen also läßt sich, trotzdem der Dichter natürlich seine Personen, zumal wenn sie nicht im Mittelpunkt der Handlung stehen, noch oft nach dem alten Motiv der Ruhmsucht handeln läßt, eine geradlinige Entwicklung von Aischylos bis Euripides feststellen.

Ein Anhang behandelt den Begriff der τιμή nach dem Tode und die Einwirkung des Motivs auf die philosophische und rhetorische Literatur des 5. Jahrhunderts.

Nr. 38. Deutsche Philologie.

Margarete Cohen, geb. zu Bremen 20. I. 95.

*Ludwig Robert, sein Leben und seine Werke.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 2. VIII. 22.

Benutzt wurde für diese Arbeit in der Hauptsache handschriftliches Material der Staatsbibliothek zu Berlin und zwar Briefe der Varnhagenschen Autographensammlung sowie handschriftliche Aufzeichnungen und Manuskripte Roberts.

Robert wurde am 16. Dezember 1780 als drittes Kind des Juwelenhändlers Lewin Markus geboren; er entstammte somit den jüdischen Kreisen Berlins vom Ausgang des 18. Jahrhunderts, für die besonders charakteristisch die Hinneigung zur christlich-deutschen Kultur ist, deren Erringung für sie das höchste aller Ziele war. Da er eine gute Schulbildung genoß — im Gegensatz zu den meisten anderen jungen Juden seiner Zeit — und da er vor allem in seiner berühmten Schwester Rahel einen vorzüglichen Beistand fand, so gelang es ihm in die Gesellschaft Berlins aufgenommen zu werden. Dem kaufmännischen Beruf, dem er von 1796 an als Bankier angehört hatte, sagte er bereits 1798 ade, um sich ausschließlich seinen dichterischen Neigungen zu widmen, sehr zum Mißvergnügen Rahels, die ihn gern in einer hervorragenden Stellung, etwa in der Diplomatie, gesehen und untergebracht hätte.

---

1) εὔκλεια kann geradezu ‚guter Ruf' bedeuten.

Seine ersten dichterischen Versuche sind — was für seinen Charakter recht bezeichnend ist — insbesondere Epigramme auf Mitglieder der Gesellschaft. Bemerkenswerter sind die Gedichte, die er in dem »grünen« Almanach der Nordsternbündler (1803—6) veröffentlichte, in denen er ganz den Bahnen der Romantiker folgt. Seine Beiträge erfuhren eine besonders schlechte Behandlung seitens der Kritik, was ihn sehr verstimmte. Da er seinen Einfluß und sein Talent stark überschätzte, so war er im Nordsternbund kein beliebtes Mitglied. Dennoch trugen die Bundesbrüder zu ihrem Teil dazu bei, seinem ersten Bühnenwerk, den »Ueberbildeten«, einer Ueberarbeitung von Molières »Précieuses ridicules« 1804 zum Erfolg zu verhelfen, obgleich es eine Verspottung der Romantik darstellte. Als zweites Werk brachte Robert 1806 eine Oper (komponiert von Himmel) auf die Bühne, die einen vollkommenen Mißerfolg erntete, wohl infolge ihrer Ueberladenheit. Der Aerger darüber verleidete Robert den Aufenthalt in Berlin, und so führte er seinen Plan, in Paris französische Sprache und Literatur zu treiben, aus. Dort kam er viel mit Koreff, einem Nordsternbündler, zusammen, beschäftigte sich eifrig mit Uebersetzungen und besuchte vor allem die Theater. Ueber seine Eindrücke berichtete er ständig in Briefen an Rahel, die überhaupt an allem, was ihn bewegte, teilnahm. Die Kriegswirren verleideten ihm den längeren Aufenthalt in Frankreich, und so kehrte er, auch weil seine pekuniäre Lage ihm einen weiteren Verbleib unmöglich machte, 1807 nach Berlin zurück. Hier wurde er, im Anschluß an schon in Paris betriebene Studien, ein eifriger Hörer der Fichteschen Vorlesungen, wie er auch sein Leben hindurch erklärter Anhänger Fichtes blieb. Als literarische Ausbeute seiner Pariser Jahre brachte er eine Uebersetzung des »Omasis« des Baour-Lormian auf die Bühne (1808), die ebenso wie sein erstes Trauerspiel »Jephtas Tochter« einen biblischen Stoff behandelte, was dem Zeitgeschmack entsprach, nicht etwa auf Roberts Zugehörigkeit zum Judentum zurückzuführen ist. Unter Vermittlung der Frau von Grotthus ließ Goethe das letztere Stück 1811 über die Weimarer Bühne gehen, setzte es aber bald vom Spielplan ab, da es wegen seiner allzu sichtbaren Abhängigkeit von Shakespeare und der Schicksalstragödie keinen Anklang beim Publikum fand. Zu seinem großen Schmerz und oft kaum verhehlten Aerger mußte Robert es erleben, daß Goethe, den er neben Fichte am meisten verehrte, seinem Talent nur geringe Beachtung schenkte. Das hinderte ihn jedoch nicht, in gleicher Weise wie seine Schwester Rahel als Apostel Goethes in Berlin zu wirken. Unter anderm schrieb er ein recht witziges Festspiel zu Goethes 75. Geburtstag, in dem Goethesche Gestalten ihren Meister verherrlichten und dessen Feinde verspotteten.

In das Jahr 1811 fällt die Entstehung des bürgerlichen Trauerspiels »Die Macht der Verhältnisse«, worin Robert gesellschaftliche Probleme behandelte, deren Lösung ihm schon immer besonders am Herzen gelegen hatte. Er stützte sich dabei auf ein Renkontre zwischen Arnim und einem jungen Juden, Moritz Itzig, dem Arnim die Genugtuung mit den Waffen verweigert hatte. Robert bestritt zwar, dies Geschehnis seinem Werk zu Grunde gelegt zu haben; dennoch ist die endgültige Gestaltung des Schauspiels unbedingt auf dies Ereignis zurückzuführen. Ohne großen Beifall zu finden ging das Stück zuerst 1815 in Berlin in Scene. Von nun an wandte Robert sich, erbittert über seinen abermaligen Mißerfolg, den er in

Verkennung der Grenzen seines Könnens äußeren Zufällen und Anlässen zur Last legte, auf dramatischem Gebiete ausschließlich dem Lustspiel zu. Wichtig ist aber und unbedingt anerkennenswert der Mut, mit dem Robert als erster nach Lessing und Schiller in Deutschland daran ging, bürgerliche Probleme auf die Bühne zu bringen. So führt von seinen berühmten Vorgängern der Weg zu Hebbel und zum jungdeutschen Drama über ihn.

Nach vergeblichen Versuchen, auf das Theaterleben Berlins und Breslaus Einfluß zu gewinnen, begab sich Robert, der wegen seiner Kränklichkeit nicht am Kriege teilnehmen konnte, nach Prag, wo Rahel einen großen Teil der nach dort geflüchteten Berliner Gesellschaft um sich versammelte. Hier entstand ein kleines, patriotisches Singspiel »Das Dorf an der Grenze« zur Verherrlichung des Sieges von Torgau.

Von Prag, wo Robert sich nach einer ihm genehmen Tätigkeit umgesehen hatte, ging er Ende des Jahres 1813 als Sekretär des russischen Gesandten, Graf Golowkin nach Stuttgart, wo er zu seiner großen Freude Einlaß in die adelige Gesellschaft fand. Es gelang ihm aber nicht, seine Anstellung bei Golowkin durch eine Bestätigung des Zaren zu einer offiziellen zu machen, so daß er seinen Gönner verärgert im Jahre 1814 verließ. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er regen Anteil am geselligen Leben, das ihn jetzt aber so wenig befriedigte, daß er bereits 1816 über Dresden wieder nach Süddeutschland, das er sehr liebte, ging. 1816 erschienen pratriotische Gedichte von ihm, deren Entstehung bereits in das Jahr 1814 fällt. Ihr Titel »Kämpfe der Zeit« zeigt in seiner Aehnlichkeit mit Fichtes »Stimmen der Zeit« schon, von welchem Geiste sie erfüllt sind. Leider bedingt die Anlehnung an Fichte ein zu starkes Hervortreten des philosophischen Gehalts, worunter der dichterische Wert litt und die beabsichtigte Wirkung auf die große Masse des Volkes unterbunden wurde.

Robert, dessen Aufenthalt in Süddeutschland zwischen Stuttgart, Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe häufig wechselte, lernte im Jahre 1819 seine spätere Frau, damals die Frau des Händlers Primavesi, die schöne Friederike Braun, kennen. Nach Ueberwindung mancher Widerstände von Seiten seiner Geschwister sowohl wie von Friederikes Bruder Gottlieb Braun, Buchhändler in Karlsruhe, gelang es Robert, Friederikes Scheidung von ihrem Manne und damit seine eheliche Verbindung mit ihr zu erwirken. Auch Roberts Taufe ist auf seine Liebe zu Friederike zurückzuführen, da Ehen zwischen Christen und Juden damals nicht gestattet waren. Allerdings hatte er seit vielen Jahren schon beabsichtigt, den christlichen Glauben anzunehmen, da er sich durch seine Zugehörigkeit zum Judentum in seinem gesellschaftlichen Vorwärtskommen gehindert fühlte. Wie aufrichtig er Friederike liebte, geht zur Genüge daraus hervor, daß er, dem das gesellschaftliche Treiben Lebenselement war, bereit war, ihretwegen jeden Zusammenhang mit der Gesellschaft aufzugeben, aus der sie durch das Leben, das sie an Primavesis Seite hatte führen müssen, ausgestoßen war. Nach ihrer Verheiratung mit Robert, 1822, gelang es ihr aber bald durch den Eindruck ihrer großen Schönheit, durch Liebenswürdigkeit und durch ihr allerdings nur kleines dichterisches Talent sich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Heine, dessen Verehrung für sie bekannt ist, widmete ihr u. a. das Gedicht »Ich lieb' eine Blume und weiß nicht, welche« (s. Schreiben Freiligraths vom 16. V. 1872 an Ludmilla Assing, ungedruckt). Das Verhältnis Friederikes zu Rahel blieb

ein zwiespältiges, da Rahel an Friederikes Putzsucht Anstoß nahm und sie auch oft ihre geistige Ueberlegenheit allzu deutlich fühlen ließ, andererseits aber aus Liebe zu Robert sie häufig beschenkte.

1819 entstand das Lustspiel »Blind und Lahm«, im französischen Geschmack und in französischen Alexandrinern. 1819—1820 arbeitete der Dichter an »Kassius und Phantasus«, einer Verspottung der von seinem Groll verfolgten Romantik, von der sie aber selbst durchaus abhängig ist, vor allem von Tiecks »Gestiefeltem Kater«. Auch die Schicksalstragödie wurde von Roberts Spott getroffen. Dies Stück blieb nicht ohne Einfluß, Platens »Verhängnisvolle Gabel« geht bei der Einführung des Schmuhl als Chorus auf den jüdischen Schutzgeist in Roberts Lustspiel zurück.

Für Gottlieb Braun gab Robert den Almanach »Rheinblüthen« heraus, für den er Mitarbeiter warb (Heine, Immermann, Tieck, Hoffmann), allerdings mit wechselndem Erfolg.

1821 gehörte Robert in Dresden zu dem Kreis der Dichterlinge Winkler, Böttiger, Kind, Tiedge u. s. w., zu denen er sich sehr hingezogen fühlte. Aber auch mit dem von ihm verehrten Tieck, der gern mit ihm disputierte, hatte er dort Umgang. Tiecks Einfluß auf Roberts Schaffen äußerte sich noch häufig, so in späteren Gedichten Roberts an seine Vaterstadt »Promenaden eines Berliners«, die Tiecks »Reisegedichten« (1805) nachgeahmt sind. Später entzweite sich Robert mit Tiek, wie mit manchen anderen Freunden seiner Jugend, da jener die Zusage, durch Robert die Herausgabe seiner Werke bei Cotta besorgen zu lassen, nicht hielt.

1823 finden wir Robert wieder in Berlin, wo sein Lustspiel »Die Nichtigen«, das in gleicher Weise Adelsstolz und bürgerliche Kriecherei verhöhnt, einen starken Mißerfolg erlebte. In dieser Zeit trat Heine zu Robert und dessen Frau in freundschaftliche Beziehungen, die sich auf der Wesensgleichheit Roberts und Heines, besonders in ihrem Witz, aufbauten.

Ende 1824 kehrte Robert über Dresden nach Karlsruhe zurück. Etwa um diese Zeit entstand die Persiflage »Der Pavian« auf Beers »Paria«, die Robert aber wohlweislich nicht veröffentlichte (erhalten im Nachlaß, ungedruckt). Weitere Arbeiten dieses Jahres und der folgenden sind: »Neue Proberollen« und »Staberl in höheren Sphären«, erstere ein harmloses Benefizstückchen für die Schauspielerin Frau Neumann, letztere eine ebenso harmlose politische Satire, die dennoch in dieser aller politischen Betätigung der Bürger abholden Zeit beanstandet wurde.

1826 verfolgte Robert in Paris den Plan, für Cotta eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, der unausgeführt blieb. Nach Karlsruhe zurückgekehrt verfaßte er einen Operntext »Die Amazone« für den Komponisten Spohr in Kassel, der diesem mißfiel, worauf Robert ihn Mendelssohn anbot, der ihn anzunehmen offenbar bereit war, ihn aber doch nicht vertont hat (erhalten im Nachlaß, ungedruckt).

Karlsruhe mußte Robert 1827 verlassen, da er sich dort durch die Veröffentlichung des Aufsatzes »Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler« im »Morgenblatt für die gebildeten Stände« mißliebig gemacht hatte. Eine ebenfalls im »Morgenblatt« zum Austrag gebrachte literarische Fehde mit Börne trug Robert dessen Feindschaft und die späteren Verleumdungen und Schmähungen in Börnes »Briefen aus Paris« ein.

In Berlin suchte Robert seinen Einfluß auf die dortige neue Bühne,

das »Königsstädtische Theater«, für die Besserstellung der Dichter einerseits, für die Reinigung des deutschen Theaters von französischem Einfluß und Ueberwuchern der Oper und des Balletts andererseits geltend zu machen. Er stellte genaue Regeln für die Honorierung der Dichter auf und schloß selbst mit dem Königsstädtischen Theater einen Tantièmevertrag. Für diese Bühne schrieb er den Schwank »Thespis und der Doktor Radikal« unter Anlehnung an Hans Sachs und Goethe. Als Mitglied der »Mittwochs-Gesellschaft« führte Robert, Wortführer der um das neue Theater versammelten Bühnendichter, einen erbitterten Kampf mit dem Journalisten Saphir; seinem Eingreifen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Saphir schließlich der Boden Berlins zu heiß wurde. Durch seinen Angriff auf den Journalisten, den er in seinem Lustspiel »Die Wachsfiguren im Krähwinkel« abkonterfeite, hatte Robert jedoch selbst die maßlosen Schmähungen des gereizten Saphir herausgefordert.

Ferner verfaßte Robert die Lustspiele »Der tote Gast« (nach Zschokke), »Karl II.« (nach Duval) und »Der Waldfrevel«. Das letzte ist bemerkenswert, weil es Roberts politischer Gesinnung aus den letzten Jahren seines Lebens Ausdruck gibt; es ist eine Verherrlichung des Königs von Preußen und der Monarchie überhaupt. Wichtiger aber als dies von der Kritik mit Wohlwollen aufgenommene Stück ist Roberts Wirken für Kleist und die Aufführung des »Prinzen von Homburg«, die er nach manchen Hindernissen zustande brachte, wenn auch nur nach Streichung ganzer Partien, die dem Hof mißliebig waren. Wenn die Aufführung (1828,26. VIII) dennoch spurlos verhallte, so war das nicht etwa Ergebnis der Bearbeitung Roberts, sondern lag in den damaligen Zeitverhältnissen begründet. Das letzte Lustspiel Roberts ist »Ein Schicksalstag in Spanien«, eine Verspottung der Schicksalstragödie wie der Romantik, wie schon der Titel verrät; witziger als gleichgerichtete frühere Versuche des Dichters ist dieser deshalb, weil er in der Gestalt des Dieners Johann einen urwüchsigen, derb-komischen Berliner auftreten und im Dialekt sprechen läßt, worauf die vielen späteren Darstellungen Berliner Typen zurückgehen. Seine Liebe zu Berlin spricht sich hierin sowohl wie ernster in den bereits erwähnten »Promenaden eines Berliners« aus, deren Form — freie Rythmen — Heine zum Vorbild für seine »Nordsee«-Gedichte gedient hat. Von dem Königsstädtischen Theater, das seiner anfänglichen Bestimmung, das Theaterleben Berlins zu reformieren, nicht treu blieb, sondern zu einer Bühne dritten Ranges herabsank, wandte Robert sich endlich ab. Hervorzuheben ist aus der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts noch seine Kritik der Gedichte Platens in den »Heidelberger Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« (April 1829, Nr. 75—76, S. 595 ff.), durch die er den Auftakt zu dem Kampf zwischen Platen und Heine gab.

Von nun an tritt in Roberts Schaffen eine deutliche Stagnation zu Tage, verursacht durch seine zunehmende Kränklichkeit. Um der in Berlin grassierenden Cholera zu entfliehen, begab er sich 1830 nach Baden; die Eile, mit der er seine Abreise betrieb, hatte zur Folge, daß der »Schwäbische Merkur« (11. VII.) in ihm den Verfasser von im »Messager des chambres« von Zeit zu Zeit erscheinenden, wenig preußenfreundlichen Artikeln aus Berlin vermutete. Robert, der sich über diese Verleumdung sehr aufregte,

wurde durch Varnhagen glänzend in der Preußischen Staatszeitung (18. VIII., Nr. 228, S. 1322) gerechtfertigt. Durch dies Ereignis wurde Roberts schon geschwächte Gesundheit noch mehr erschüttert, so daß er dem Nervenfieber, das ihn im Sommer des Jahres 1832 befiel, keine Kraft entgegensetzen konnte und trotz Friederikes aufopfernder Pflege am 5. Juli der Krankheit erlag. Seine Frau starb ebenfalls am Nervenfieber, das sie sich an seinem Krankenbette zugezogen hatte, kurze Zeit darauf, am 10. August desselben Jahres.

Die Erinnerung der Zeitgenossen an beide erlosch bald. Varnhagen, der sich bald nach Roberts Ableben um die Herausgabe des Nachlasses bemühte, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da Friederikes Geschwister als Erben Roberts und Friederikes glaubten, bei der Herausgabe ein lukratives Geschäft machen zu können. Varnhagens Ansicht, daß es schwer halten werde, einen Verleger zu finden, bestätigte sich, und es glückte ihm nur 1838 bei Hoff in Mannheim die Herausgabe der Gedichte zu erwirken, die er selbst aus Zeitschriften, Almanachen und Zeitungen zusammensuchen mußte, da Robert keine geordnete Sammlung hinterlassen hatte. So wurde auch der von Varnhagen sorgfältig ausgearbeitete Plan der Herausgabe des Nachlasses, den er fast vollständig an Hand seiner genauen Kenntnis Roberts seiner Autographen-Sammlung einverleibt hatte, hinfällig. Seiner Vermittlung gelang es nur, gelegentliche Veröffentlichungen in den von Gubitz geleiteten Zeitschriften und Zeitungen: »Monatsschrift für Dramatik, Theater, Musik«, »Gesellschafter« und »Jahrbuch deutscher Bühnenspiele« zu erreichen.

Im Laufe der Jahre ist in Roberts politischen Ansichten insofern eine Entwicklung festzustellen, als er seine ursprünglich freiheitliche Meinung in eine konservative umwandelte und vor allem von seiner Bekämpfung des Adels, je mehr er in adelige Kreise Einlaß fand, Abstand nahm. Neben einem gewissen Hang zum Wohltun ist sein Wesen durch Neid und Mißgunst — hervorgerufen durch die Verbitterung wegen der geringen Anerkennung seiner Leistungen — gekennzeichnet. Aufrichtige Liebe brachte er nur Friederike, mit der er eine sprichwörtlich glückliche Ehe führte, und Rahel entgegen. Mißmut über seine Zeit, die ihm kaum Beachtung schenkte, ebenso wie seine auf Fichte gegründeten philosophischen Anschauungen ließen ihn eine neue, bessere Zeit ersehnen und voraussagen, die neue Menschen, neue Literatur, neue Kunst und Religion hervorbringen werde. Da es ihm an festem Boden für seine Persönlichkeit mangelte — denn vom Judentum riß er sich los, ohne doch im Christentum ganz aufgehen zu können — so fehlte ihm auch die naive Innigkeit, die erst den ganzen Menschen und den wahren Dichter schafft.

Auf seine Zeit wirkte er nicht durch diejenigen seiner Werke, die ihm selbst die liebsten waren: »Macht der Verhältnisse«, »Kämpfe der Zeit«, »Kassius und Phantasus«, sondern nur durch die Lustspiele, durch die er eine Besserung des Geschmacks des Publikums herbeizuführen bestrebt war. Die Rücksicht auf das Publikum leitete ihn bei seinen Arbeiten in hohem Maße — trotz Varnhagens gegenteiliger Beteuerung. Das geht deutlich genug aus seinen Briefen an Rahel hervor (siehe ungedruckte Briefe Roberts an Rahel aus verschiedenen Jahren). Seine Liebe zum produktiven Schaffen blieb allezeit eine unglückliche; Robert hätte sich selbst ein weit befriedigen-

deres Dasein, als er es führte, erringen können, wenn er sich auf die seinem Wesen viel mehr entprechende journalistische Tätigkeit beschränkt und sein Können darin ausgebaut hätte. Statt dessen begnügte er sich damit, seine journalistischen Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften aus brieflichen Berichten seiner Angehörigen, vor allem Rahels, zusammenzustellen — und dabei seufzte er unaufhörlich über die ihn bedrückende, journalistische Arbeit, die er aus pekuniären Gründen nicht aufgeben könne — und die ihm doch im Grunde unentbehrlich war! Daß aber sein scharfer, kritischer Geist zum Wegweiser für andere in die Zukunft hätte werden können, zeigen — mehr noch als seine Aufsätze — seine Briefe an Rahel, in denen er, ohne äußere Rücksichten auf Publikum und Censur nehmen zu müssen, alles offen aussprechen konnte, was ihn bewegte. Roberts Aufsätze erschienen fast ausschließlich im «Morgenblatt für gebildete Stände«, da er mit dessen Verleger — Cotta — besonders eng liiert war; mit den Redakteuren, Therese Huber, Müllner und vor allem mit Hauff, kam es aber zu häufigen Meinungsverschiedenheiten, die Robert diese Art seiner Tätigkeit noch peinlicher erscheinen ließen. Nach Zeugnissen von Alexis und Charlotte Birch-Pfeiffer galt Robert bei seinen Zeitgenossen als hervorragender Journalist. Er wagte es allerdings nur selten, seine Aufsätze mit seinem Namen zu unterzeichnen, doch wurden sie von seinen Bekannten faßt immer identifiziert.

In meiner Arbeit habe ich — außer Varnhagens Plan der Herausgabe des Robertschen Nachlasses — eine Aufstellung der in der Autographen-Sammlung enthaltenen Manuskripte und Zeitungsbelege, sowie einen Nachweis von Roberts Beteiligung an Almanachen und Zeitschriften und seinen Aufsätzen, soweit ich diese in den in Betracht kommenden Zeitungen feststellen konnte, gegeben.

Die Freundschaft Roberts mit Rahel, deren Vertrauter er war, wie er seinerseits auch sie an allem, was ihn erfüllte, teilnehmen ließ, hat für seine Entwicklung und seinen ganzen Werdegang hervorragende Bedeutung gehabt. Varnhagen, dem es vielleicht nicht lieb war, daß Rahel dem Bruder auch die Enttäuschungen ihres Ehelebens nicht verheimlichte, versucht, die Liebe Roberts zu seiner Schwester herabzuziehen unter Angabe von Briefen Rahels, in denen sie sich über den Bruder beklagt, die aber nur der Ausdruck vorübergehender Mißstimmung über unwichtige Vorkommnisse des Alltags sind. So sind denn Roberts Briefe an Rahel das getreue Spiegelbild seines Wollens, Fühlens und Denkens — der vollkommenste Ausdruck seines zwiespältigen Wesens. Da er nicht wie Rahel die Gabe besaß, sich und sein Können richtig einzuschätzen und bleibende Werte zu schaffen, so ist seine Spur im Gegensatz zu der ihrigen längst untergegangen, obgleich sein ehrliches Streben und seine Ansätze zu echter Kunst sowohl in seiner Zeit wie bei der Nachwelt ein besseres Los verdient hätten.

Nr. 39. Deutsche Philologie.

Kurt Kohlweyer, geb. zu Hildesheim 7. IV. 99.

*Raupach und die Romantik.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 31. X. 23.

Die Arbeit behandelt in zwei parallel gegliederten Kapiteln das Verhältnis Raupachs — des Menschen (Kap. I) und des Dichters (Kap. II) — zur Ro-

mantik. In der Dichtung dieses einst gefeierten Dramatikers, der seit 1825 fast zwei Jahrzehnte lang die deutsche Bühne mit den poesielosen, aber theatralisch wirksamen Erzeugnissen einer flüchtigen Massenproduktion beherrschte, ist unter verschiedenen Gesichtspunkten der Einfluß der Romantik nachzuweisen. Der romantische Dualismus von Geistigkeit und Sinnlichkeit erscheint hier nicht nur als ratloses Schwanken in der Dissonanz des Lebens und der Zweiteilung des Ich, sondern auch in dem von der Romantik ausgebildeten weltanschaulichen Nebeneinander eines subjektivistischen und eines objektivistischen Stimmungskreises. So wird einerseits der Typ des romantischen Subjektivisten in der Form des haltlosen Lebensdilettanten, des romantischen Verbrechers, des Einsiedlers, des vermeintlichen Narren und der emanzipierten Frau gestaltet. Matte ironische Reflexe und die Neigung, die Poesie als absolute Wahrheit aufzufassen, sind speziell durch die romantische Doktrin befruchtet. Andererseits finden sich neben Nachklängen romantischer Naturbeseelung und mythologischer Tendenzen mehrere der innerhalb der Romantik von dieser Basis aus entwickelten Erscheinungsformen des Bewußtseins menschlicher Ohnmacht. Das Problem der »Nachtseite der Natur« taucht auf, der Fatalismus der Romantik wirkt sich aus — orakelhafte Ahnungen und Prophezeiungen, ein erbarmungsloses Walten des Schicksals, die unheilvolle Wirkung von Flüchen sind direkt auf das Vorbild der Schicksalstragödie zurückzuführen — und der Spuk des Grauens drückt den Menschen wehrlos zu Boden. Auch die wichtigsten der irrealen Wege, auf denen die Sehnsucht des Romantikers den Zwiespalt aller dieser Stimmungsmächte zu überwinden suchte, wußte Raupach sich in seiner Dichtung zu erschließen. Er übernahm die religiös gefärbte Erotik der Romantik und den mystischen Zweiklang von Liebe und Tod. Passive Heiligengestalten, das Motiv des Klosterlebens und die Darstellung himmlischer Wunder folgen der Romantik in den Schoß der katholischen Mystik. Unter dem Einfluß der musikalischen Tendenzen der Romantik gewinnt selbst die musikalische Traumwelt Gestalt und wird hin und wieder dem wechselvollen Spiel der Form und des Gehalts gefrönt. Laut erschallt der Ton romantischen Sehnens nach dem Ideal der mittelalterlichen Welt der Kreuzzüge. (Theatergeschichtlich bedeutsam war der Versuch einer dramatischen Gestaltung des Nibelungenstoffes und der Hohenstaufenzeit). Mit romantischem Empfinden sucht endlich der Typ des Wanderers die Wunder ferner Länder auf, von denen Italien und der Orient stellenweise von dem verklärenden Lichte der Romantik übergossen sind. Dies Ergebnis ist um so befremdender, als der Mensch, der dieses leicht gefügte Werk geschaffen hat, alle jene Lebensmächte der Romantik entweder direkt bekämpft hat oder doch von ihnen unberührt geblieben ist. Nur historische Interessen hätten ihn der Romantik in die Arme führen können. Im übrigen hat Raupach, ein rationalistischer Protestant, dem Pflichtgebot des Verstandes und dem Utilitarismus der rationalistischen Aesthetik gehuldigt — eine Einstellung, die das romantische Gewand seiner Dichtung notdürftig verhüllt. Zwar suchte Raupach seit dem Absterben der Romantik die Fessel des romantischen Gedankenkreises abzustreifen. Auf die antiromantische Bahn des Kotzebueschen Lustspiels und des bürgerlichen Rührstücks nach Kotzebues und Ifflands Muster aber wies ihn lediglich der bühnenkundige Instinkt des Routiniers. In Wahrheit hat Raupach

mit den Traditionen der Romantik niemals ganz gebrochen. Der verstandesmäßige Dichter suchte seiner nüchternen Poesie durch die Aufnahme romantischer Stimmungswerte den Reiz des Poetischen aufzupfropfen. Vor allem mußte die Romantik dem Pedanten wirkungsvolle Stoffe liefern, in die er triviale Lebensregeln kleiden konnte, um sie mit einem Schwall von Reminiszenzen aus der Dichtung der Romantiker wie aus Werken Schillers, Goethes, Calderons und Shakespeares meist in die klassizistische Form der deklamatorischen Jambentragödie zu gießen. Die Tatsache, daß die Haupttendenzen der Romantik die literarische Produktion einer unromantischen Persönlichkeit entscheidend beeinflußt haben, läßt ermessen, mit welch suggestiver Gewalt die Romantik auf das geistige Leben der Zeit gewirkt hat. Daneben wird durch den Bruch, der zwischen der Veranlagung und Weltanschauung Raupachs und dem Anstrich seiner Dichtung klafft, der handwerksmäßige Charakter seines Schaffens sinnfällig beleuchtet. Nur soweit der Dichter politische Probleme aufwarf, blieb er seiner Ueberzeugung treu, die ihn allerdings zur Zeit der Freiheitskriege den romantischen Politikern zur Seite stellte. Später setzte Raupach der romantischen Neigung zur klerikalen Reaktion das Panier des aufgeklärten Despotismus entgegen.

Nr. 40. Deutsche Philologie.

Hans Ullrich, geb. zu Braunschweig 24. II. 99.

Goethes Leipziger Briefe und die Gellertsche Brieflehre.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 20. VI. 23.

Im Frankfurter Elternhause wurde Goethe mit Einzelheiten der Gellertschen Brieflehre [»Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen« 1751] bekannt. So war es für ihn, als er die Leipziger Universität bezog, eine selbstverständliche Verpflichtung, sich mit den Briefreformideen des berühmten und gefeierten Professors eingehender zu beschäftigen. Die Art dieser Beschäftigung ist allgemein charakterisiert folgende: Trotz jugendlicher Unreife gibt sich Goethe der anerkannten Lehre des stilistisch damals allgewaltigen Gellert nicht ohne weiteres gläubig hin; er fühlt, daß äußerliche, schematische Regeln sich mit dem Individuellen des brieflichen Charakters nicht vereinigen lassen. So beschränkt er die Anwendung der Gellertschen Lehre in der Hauptsache auf die Briefe an Cornelie, denn gerade hier war er zu einer formalen Sorgfalt gezwungen, vor allem aus Rücksicht auf seinen Vater. Die Briefe an Behrisch dagegen sind freier, unmittelbarer, trotzdem auch hier zuweilen Gellertsche Formen unverkennbar sind. Goethe ist mit Gellerts Lehre sehr genau bekannt gewesen. Ueberall in den Briefen an Cornelie finden sich Gellertsche Sätze direkt ausgesprochen; scheinbar will Goethe die Schwester damit belehren, in Wirklichkeit aber sind diese didaktischen Interessen nichts als das verhüllte Bestreben, sich selbst mit der Lehre auseinanderzusetzen. Die beiden Kernpunkte, um die es Gellert zu tun ist und die mit seinen eigenen Worten als »Natürlichkeit« und »Wohlredenheit« charakterisiert werden können, hat Goethe scharf erkannt. Um der Forderung der Natürlichkeit zu genügen, bevorzugt er in seinen Briefen zunächst (nach Gellerts Anweisung) seine deutsche Muttersprache; seine französischen und engli-

schen Briefe (zahlreich nur zu Beginn des Leipziger Aufenthaltes) sind nur auf väterliche Einflüsse zurückgehende Sprachübungen, denn der eigentliche Briefcharakter, der sich in einer aus dem Herzen des Schreibers quellenden Unmittelbarkeit zeigt, fehlt ihnen. — Gellert definierte den Brief als Ersatz für mündliche Rede; in diesem Sinne zeigt sich Goethe um eine in seiner Umgangssprache wurzelnde natürliche Ausdrucksweise bemüht. Doch damit allein ist es ihm nicht getan, er sucht diese Ausdrucksweise zu erweitern, indem er in seinen Briefen dialogische und monologisch-lyrische Formen verwendet. Auch bedient er sich gern nur in mündlicher Rede üblicher Wendungen. Außer dieser seine Briefe ungemein belebenden Natürlichkeit verdankt er Gellert eine gewisse Sorgfältigkeit. Sie äußert sich rein formal in dem Streben, Nachlässigkeiten aller Art sowie eine derbe Ausdrucksweise zu vermeiden; sie äußert sich ferner in der Wahl von klaren und deutlichen Worten und Sätzen. Dieses Streben nach Sorgfalt und Deutlichkeit geht hervor aus den vielen Verbesserungen, die Goethe in den fertigen Briefen, bevor er sie absandte, vornahm. Damit zusammen hängt auch Goethes Bemühung um den gedanklichen Aufbau seiner Briefe: durch Ueberschriften und durch äußere Gliederung in Abschnitte (deren Anfangsworte oft den Inhalt des ganzen Abschnittes kurz zusammenfassen) sucht er dem Adressaten das Verständnis zu erleichtern. — Niemals aber geht Goethe bei der Befolgung der Gellertschen Lehre so weit, daß er sich kritiklos in Einzelheiten verliert und seine Selbständigkeit aufgibt. Im Gegenteil: immer gelingt es ihm, Gellerts Anschauungen mit seinen eigenen harmonisch zu verbinden. Seine Unfertigkeit bedurfte der formalen Disziplin Gellerts, aber das Selbständige seiner Natur ließ ihn von Gellert nur nehmen, was er brauchen konnte; es verhinderte, daß er in der Befolgung der Gellertschen Lehre (und besonders ihrer unleugbaren Schwächen und Plattheiten) zum bloßen Nachahmer leerer Aeußerlichkeiten erstarrte. Gerade gegen den Wortschwall und die Phrasenmacherei, die zu Gellerts Zeit Mode war und die Gellert mit seiner Lehre nicht niederzuzwingen vermochte, zeigt Goethe eine starke Abneigung. Er rechnete dazu auch die sog. Briefetikette, die er nicht nur vernachlässigte sondern auch in den »Mitschuldigen« [III, 3. u. 4. Auftr.] ausgiebig verspottete.

Nr. 41. Deutsche Philologie.

Hugo Willich, geb. zu Hannover 19. IV. 97.

*Theodor Mügge, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 19. Jahrhundert.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 6. VI. 23.

Die Arbeit beabsichtigt, einen Ueberblick über das gesamte Wirken und Schaffen des Romanschriftstellers Theodor Mügge zu geben, da eine eingehende literarhistorische Untersuchung fehlt.

Der erste Hauptteil behandelt das Leben Mügges, das von bestimmendem Einfluß auf sein dichterisches Schaffen war. Durch persönliche Nachforschungen, auch bei den Verwandten des Dichters, konnte das dürftige biographische Material um einiges vermehrt, im ganzen nachgeprüft und manches richtiggestellt werden. Die Ermittlungen brachten an neuen Re-

sultaten einmal die bis dahin fehlenden Nachrichten über die Eltern des Schriftstellers, ferner die endgültige Festlegung seines bisher überall falsch angegebenen Geburtstages auf den 8. November 1802. Die Nachforschungen wurden wesentlich erleichtert und zum Teil erst ermöglicht durch die Feststellung, daß der eigentliche Name des Schriftstellers Friedrich Theodor Leberecht Mü**ck**e lautete, den er erst später in Theodor Mü**gg**e veränderte. Ueber das Studium Mügges ließ sich wegen der Unvollständigkeit der Universitätsakten Genaueres nicht ermitteln. Es steht aber fest, daß er seit 1828 in Berlin Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft studierte und in Jena, nicht in Berlin, am 4. August 1832 promovierte. Weitere Ermittlungen ergänzen im einzelnen die Nachrichten über Mügges Leben, dessen Verlauf zusammenhängend geschildert wird. Es ist hierbei auf den Einfluß hingewiesen, den besonders die Auslandsreisen und die politisch-soziale Tätigkeit auf sein schriftstellerisches Schaffen ausgeübt haben. Andrerseits sind einige autobiographisch gefärbte Schilderungen der Romane mit der nötigen Vorsicht für die Biographie des Dichters benutzt.

Die ganze Lebensgeschichte offenbart den schon in jungen Jahren energischen Charakter Mügges und seine starke sittliche Willenskraft, die alle Hindernisse der Laufbahn überwindet.

Der zweite Hauptteil der Arbeit behandelt Theodor Mügge als literarische Persönlichkeit. Zunächst wird seine Stellung zum »Jungen Deutschland« untersucht: starke persönliche Beziehungen, Uebereinstimmungen mit jungdeutschen Zielen und Ideen, besonders politischen, aber Bekämpfung der »Emanzipation des Fleisches und der Frauen« und des Kosmopolitismus, ein starker formaler Unterschied: strengere Komposition der Werke gegenüber der jedem Einfall Raum gebenden leicht ins Nebensächliche zerflatternden Technik der Jungdeutschen.

Als besonders wichtig für die literar-historische Einordnung erweist sich Mügges unverkennbares Streben nach realistischer Gestaltung, das ihn wie Charles Sealsfield zum Vorläufer des späteren poetischen Realismus stempelt.

Die weitere Behandlung wendet sich dem Gebiete zu, auf dem Mügges schriftstellerische Produktion sich am stärksten entfaltete: dem Roman. Nach einleitenden Bemerkungen über die Entwicklung des Romans, die in jener Epoche unter dem starken Einfluß Walter Scotts der historischen Gattung eine hervorragende Stellung einräumte, sind im 1. Abschnitt Stoff, Idee und Tendenz von Mügges Romanen betrachtet. Er wird als Tedenzschriftsteller erwiesen. Zunächst aus seinen historischen Romanen, deren Themata dieselben sind, für die sich Mügge auch im Lebeu mit Wort und Tat einsetzte: der Freiheitskampf unterdrückter Völker im »Chevalier«, »Toussaint«, »Afraja«, »Erich Randal«, Verfassungskämpfe in »Vendéerin«, »König Jacobs letzte Tage«, »Arvor Spang«, »Prophet«, die schleswig-holsteinsche Frage im »Vogt von Sylt«. Eine starke literarische Beeinflussung durch Sealsfields programmatisch verkündeten »nationalen oder höheren Volksroman« zeigt sich im »Toussaint« und «Afraja«.

Die folgende Besprechung der Zeitromane, wesentlich schwächerer Leistungen Mügges, greift nur einige aus ihrer großen Zahl heraus, um an ihnen das Schema zu kennzeichnen. Voll sozialer und politischer Tendenzen und mit der üblichen Liebeshandlung versehen, erheben sie sich

kaum über die anspruchsloseste Unterhaltungslektüre und verraten eine starke Hast der Produktion. Der interessanteste unter ihnen ist »Tänzerin und Gräfin« wegen seiner vielen Beziehungen auf Mügges eigenes Leben.

Der 2. Abschnitt befaßt sich mit der Kompositionstechnik Mügges. Besonders hervorgehoben ist eine kompositionelle Eigentümlichkeit der großen historischen Romane, die sich unter Sealsfields Einfluß ausbildete. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein ganzes Volk mit seinen Schicksalen und Entwicklungen, daneben oft noch eine Hauptperson im Sinne des alten Helden. Dieser Kompromiß alter und neuer Kompositionsweise, vor allem aber die strenger geschlossene Komposition führt über Sealsfield hinaus. Der Gang der Handlung ist stets synthetisch. Die technischen Mittel im einzelnen sind oft unzulänglich, besonders die übermäßige Verwendung von Gesprächen und Selbstgesprächen.

Der 3. Abschnitt über die Charaktere betont die gute indirekte Charakteristik, die sich besonders in den Expositionen, in der schwierigen Kombination von Führung der Handlung und Charakteristik, zeigt. Ein Hervortreten realistischer Züge macht sich geltend und auch hier der starke Einfluß Sealsfields. Neben jungdeutschen problematischen Naturen finden sich grotesk humoristische Gestalten im Stile Jean Pauls. Die Frauencharaktere sind Mügge weniger gelungen, die historischen Gestalten treten zu weit in den Vordergrund.

Ein 4. Abschnitt behandelt die Wahl und Verwendung der Motive bei Mügge und sieht Schwächen seines Talents in der übermäßigen Benutzung von Motiven des Abenteuerromans und romantischen Motiven des Wunderbaren und Geheimnisvollen im Dienst der Spannungstechnik.

Der letzte Abschnitt befaßt sich mit den Schilderungen. Vom unbekannten Tropenmilieu wandte sich Mügge der nordischen Natur zu, die er aus eigener Anschauung kannte. Vorstudien lieferten Reiseskizzen. Hervorgehoben wird an Mügges Schilderungstechnik die enge Verbindung von Handlung und Schilderung, der Reichtum an Personifikationen, lyrischen Stimmungsbildern und Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur.

Das Schlußwort weist darauf hin, daß die starke Belastung mit Tendenzen die Hauptschuld am raschen Veralten von Mügges Werken trägt.

Nr. 42. Englische Philologie.

Erich Dieterich, geb. zu Burgdorf (Braunschweig) 15 II. 91.

*Die Wurzeln des englischen realistischen Romanes im 16. und 17. Jahrhundert.**

Ref.: Prof. Roeder. Korref.: Prof Hecht. Prüf.: 26. VII. 23.

Die Quelle des Realismus in der nichtdramatischen Prosaliteratur nach Chaucer ist in der angelsächsischen Kulturschicht zu suchen. Verschiedene Literaturgattungen dienten dem Realismus als Kanäle, bis endlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts dem englischen Volke durch des Casaubonus Übersetzung der χαρακτῆρες des Theophrast die Rechtfertigung realistischer, nichtdramatischer Darstellung und zugleich die klassische Form für solche Darstellung geschenkt wurde. Daß der Realismus in verhältnismäßig kurzer Zeit als Kunstprinzip zur Anerkennung gelangte, ist besonders das Verdienst Sir Francis Bacons of Verulam. In Anlehnung an den Franzosen Mon-

taigne bezeichnete Bacon seine realistisch-schriftstellerischen Versuche als »Essays.« Für Formgebung, Gedankenausprägung und Stilbildung ist Bacon jedoch abhängig von Theophrast. Bacons »Essays« fanden in ihren verschiedenen Auflagen weiteste Verbreitung, und mit ihnen gewinnt Bacon einen sich immer erneuernden, nachhaltigen Einfluß auf die Stilbildung der Characterwriters. Die Character-Schriftstellerei in der von Theophrast entlehnten Form setzt ein zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Fortsetzung mehrerer volkstümlicher Gattungen. Sie wird getragen von den politischen, religiösen und geistigen Zeitströmungen der Dissenters und des Deïsmus. Der erste Hauptvertreter ist der Bischof Hall, dessen »Characterismes of Virtues« und »Characterismes of Vices« 1608 erschienen. Halls Characters sind moralisierend und zur Besserung der Puritaner geschrieben. An das gesamte englische Volk wendet sich die Charactersammlung Thomas Overburys. Bei Overbury hat sich der »Character« bereits zum »Genrebildchen« entwickelt. Durch Thomas Overbury wurde die Blüte der Character-Kunst unmittelbar vorbreitet. Der Character »A faire and happy Milk-maid« bedarf nur noch weniger Striche, um zur individuellen Schilderung zu werden. Dieser Schritt zur Vollendung des Character wurde getan in »Westward for Smelts«, in der »Microcosmographie« John Earle's und in Butlers »Characters«. Von größter Bedeutung ist, daß mit der Vervollkommnung der Characters die Zunahme ihrer Verbreitung gleichen Schritt hält. So wird während der Entwicklung der Characters von Bacon bis Butler eine das gesamte englische Volk umfassende realistische Atmosphäre geschaffen, die sich namentlich seit den 1620er Jahren schnell verdichtet. Overbury und Butler haben in ihren besten Characters schon gelegentlich die strenge Characterform kraft ihrer dichterischen Eingebung durchbrochen und sich in erfreulicher Weise der Essayistik Steeles und Addisons genähert. Die große Beliebtheit und die ungeheure Verbreitung der Character- und Essaysammlungen hat mehrere Gründe: Sie hatten nur geringen Umfang, waren daher billig und konnten folglich auch von den weniger bemittelten Kreisen des englischen Volkes gekauft werden; vor allem aber verstieß ihr Inhalt nicht gegen die in der angelsächsischen Kulturschicht immer mehr zur Herrschaft gelangenden strengen Anschauungen der Dissenters. — Ueber Character und Essay hat sich also die Einfachheit und der Realismus der Darstellung, d. h. die germanische Art die Dinge zu sehen und darzustellen, den Weg ins Freie gebahnt. Alle Kreise des englischen Volkes haben dazu beigetragen, dem Realismus mit dem Character zum Siege zu verhelfen. Den Siegeslauf auf dem Gebiete des Romans beginnt der Realismus mit John Bunyans »Pilgrim's Progress«, einem »Character-Roman.« Er trägt die Merkmale der Characterschriftstellerei noch deutlich an der Stirn: Christian, Christiana, Faithful, Talkative usw. sind Characters; Vanity Fair ist ein Essay on Vanity. Durch Schaffung der poetischen Wahrheit und erste Behandlung der »Gattenliebe« schlägt Bunyan im »Pilgrim's Progress« die Brücke zum realistischen Roman des 18. Jahrhunderts.

Nr. 43. Englische Philologie.

Emil Sprenger, geb. zu Bad Essen (Kreis Wittlage) 23. XI. 97.

*Robert Louis Stevenson, seine Weltanschauung und seine Kunst.**

Ref.: Prof. Hecht. Prüf.: 2. V. 23.

Der erste Hauptteil der Arbeit behandelt die Weltanschauung Stevensons. Nachdem zunächst kurz das Denken seiner Jugendjahre besprochen ist, wird in den einzelnen Abschnitten die innere Entwicklung Stevensons dargestellt, die nach mancherlei Kämpfen ihren Abschluß findet in dem Bekenntnis zum ethischen Idealismus. An der Betrachtung von S.'s. Verhältnis zur Civilisation und Cultur wird gezeigt, wie dieser ethische Idealismus für das fernere Leben dann durchaus im Mittelpunkte seines Denkens steht.

Im zweiten Hauptteil wird die Aesthetik Stevensons betrachtet. Ein Gegensatz von miteinander unvereinbaren ästhetischen Ansichten wird in seinen Schriften aufgezeigt und an den zwei entsprechenden Gruppen seiner Werke ausführlich dargelegt. Die erste Gruppe, die vornehmlich die bis 1880 erschienenen Schriften umfaßt, offenbart eine Aesthetik, die unmittelbar erwachsen ist aus Stevensons Weltanschauung. Stevenson strebt hier bewußt eine »classische« Kunst an, er sucht für sein Kunstwerk Totalität zu erreichen. Dieser Gruppe wird sodann die der Romane gegenübergestellt. Es wird gezeigt, wie Stevenson, sobald er einen frei erfundenen Stoff gestaltet und den Boden des Romans betritt, wesentlich andere ästhetische Regeln aufstellt und seiner romantisch-impressionistischen Veranlagung nachgiebt, wie er in den Romanen es anlegt allein auf eine Kunst der 'incidents' und des 'naked writing'. Daß R. L. S. die Einseitigkeit seiner Einstellung in dieser zweiten Periode seines Schaffens selbst empfunden und sich bemüht hat, auch im Roman Totalität zu erreichen, wird in einem abschließenden Teile an eigenen Urteilen Stevensons über seine Werke, vor allem an denen über seinen »Weir of Hermiston» aufgezeigt.

Nr. 44. Romanische Philologie.

Ernst-Diedrich Friedrichs, geb. zu Otterndorf (Unterelbe) 24. IV. 01.

*Handel und Verkehr, vornehmlich Frankreichs, im Bilde der französischen Renaissanceliteratur.**

Ref.: Prof. Hilka; Prof. Hecht; Prof. Brandi. Prüf.: 9. V. 23.

Die Dissertation bringt Belege aus der französischen Renaissanceliteratur über folgende Gebiete:

I. Teil: Die Landwege, ihre Arten und ihr Zustand; die Straßen in den Städten; Wasserwege, Kanäle, Flußschiffahrt, Furten, Fähren und Brücken. Beförderungsmittel zu Lande (Reit- und Lasttiere, Verpackung der Waren, Gefährte). Nachrichtendienst, Postwesen, Landreisen (Veranlassung, Orientierung, Uebernachtungsstätten, wichtige Reiserouten). Unsicherheit des Verkehrs durch wilde Tiere und Räuber, besonders während der Bürgerkriege; Rückwirkung der Unsicherheit auf den Handel; Zigeuner; Taschendiebe und Verbrechergesindel in den Städten. Schutz gegen das Räuberunwesen (Maßnahmen der Regierung und Listen der Reisenden). Schiffahrt;

Fluß- und Seehäfen; Häfen am Mittelmeer und an der Westküste Frankreichs; Lotsen, Werften. Leben und Treiben in den Hafenstädten; Bedeutung der Häfen für Handel und Verkehr. Neue Schiffstypen im 16. Jahrhundert; verschiedene Schiffsarten. Seereisen. Orientierungsmittel auf Seereisen (Navigationsinstrumente, Astronomie, Leuchttürme). Das Meer. Gefahren der Seereisen: Stürme, fabelhafte Seeungeheuer, Fieberkrankheiten in den Meeren der heißen Zone, Seeräuber. Schutz gegen die Seeräuber. Hebung von gesunkenen Schiffen. Wegegelder und Ein- und Ausfuhrzölle. Zollbeamte und -büros. Finanzwesen. Zerrüttung der Finanzen und Reform unter Heinrich IV. Finanzbeamte und -behörden. Das Steuerwesen: Das unsoziale Steuersystem. Ungerechte und hohe Steuern. Verschiedene Arten von Steuern, insbesondere die Salzsteuer; Steuerunruhen. Steuerhinterziehung und -freiheit. Verschiedene Längen-, Flächen-, Hohl- und Gewichtsmaße Ursachen und Folgen der allgemeinen Geldentwertung im 16. Jahrhundert. Das Münzwesen. Verschiedene Münzsorten-, stätten und -werkzeuge. Falschmünzer. Märkte. Ursachen des Rückgangs der Märkte in der Champagne. Die großen Marktstädte Frankreichs mit internationalem Verkehr. Kleine Märkte. Markthallen. Marktleben.

II. Teil: Der Kaufmannsstand: Stellung und Charakteristik der Großkaufleute. Ihr Reichtum und ihr Ansehen. Betrügereien im Handel. Tuchhändler und Tuchindustrie. Kaufleute in Kriegszeiten (Kriegsgewinnler). Der Faktor (Kaufmannsgehilfe). Die Kaufmannsfrau. Die Bankiers. Gründung königlicher Banken. Leih- und Wucherwesen. (Schuldgefängnis, Pfändung usw.). Bekämpfung des Wuchers. Ungetaufte und getaufte Juden. Italiener als Bankiers und Wechsler.... Kleinhändler.

Im III. Teil wird die Beteiligung der einzelnen Erdteile und Länder an Handel und Verkehr behandelt.

Nr. 45. Romanische Philologie.

Curt Höfner, geb. zu Rodach bei Coburg 8. I. 99.

Der Ausdruck des konzessiven Gedankens im Altspanischen. Ein Beitrag zur historischen spanischen Syntax. *

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 16. V. 23.

Die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten des konzessiven Gedankens werden psychologisch-historisch, wie es bereits M. Miltschinsky in ihrer Arbeit über das Altitalienische getan hat, untersucht und erklärt.

I. Wunsch- und Bedingungssatz. Der konzessive Wunschsatz kann einfach, verallgemeinernd oder disjunktiv sein. Verstärkung durch Partikeln wie aun oder bien findet nicht statt; jüngeres ya sea que wird als Kontrafaktur nach prov. und kat. Muster nachgewiesen.

Ebenso kann der Bedingungssatz (eingeleitet durch si oder donde) konzessiv werden. Verstärkung durch aun ist selten; si bien ist eine späte Kontrafaktur nach it. sebbene. Die hypothetischen Konjunktionen pongamos caso que, puesto oder dado (caso) que, en caso que usw. sind asp. stets konzessiv. Dagegen wird einfaches que sowohl kondizional wie konzessiv gebraucht. Es kann verstärkt werden durch aun; dieses aunque

verdrängt das alte maguer (que), das im 15. Jh. verschwindet. Dagegen ist bien que der Entlehnung verdächtig.

II. Das verallgemeinernde Relativum kann einräumend werden. Uebergang zur reinen Konzessivkonjunktion findet statt bei quanto quier que und besonders bei como quier que.

III. Kausalsätze. Pero (que), empero que gehören dem Westen der Halbinsel an und dringen in beschränktem Umfang durch Vermittlung der höfischen Lyrik ins Kastilische ein. Pues, pues que, sowie porque und por + Infinitiv sind nur gelegentlich (in negativem Zusammenhang) konzessiv. Aus por + abh. Kasus bildet die Sprache durch Hinzutreten eines (verallgemeinernden) Relativsatzes die stehende Formel por... que aus. Konzessives como wird als Latinismus nachgewiesen.

IV. Wendungen mit con und sin, sowie gewisse Konsekutivsätze, das Gerundium und andere an sich indifferente Ausdrücke können konzessiven Sinn annehmen. Endlich werden auch von den konzessiven Präpositionen a pesar de, sowie gelehrtem no obstante u. no enbargante neue Konjunktionen gebildet.

Nr. 46. Romanische Philologie.

Carl Mochow, geb zu Kolberg (Pommern) 20. II. 90.

*Über den Alexanderabschnitt im Roman de Renart le Contrefait.**

Ref.: Prof Hilka. Korref.: Hecht. Prüf.: 25. VII. 23.

Die Arbeit, eine Quellenuntersuchung, geht aus von den im allgemeinen feststehenden Resultaten (vgl. Hilka »Zeitschr. für frz. Spr. u. Lit.« Bd. 46, Heft 3 u. 4); sie will zunächst diese erhärten und genauer begrenzen, dann aber vor allem den Beweis für die Benutzung von Nebenquellen außer der Hauptquelle erbringen. Indem sie die Untersuchung auch auf den 2. u. 3. Abschnitt der Alexanderkompilation ausdehnt, will sie auch die diese Abschnitte betreffenden Quellenfragen erschöpfend behandeln, teilweise im Widerspruch zu den bisher von Raynaud (vgl. Romania XXXVII, p. 258) und P. Meyer (vgl. »Alexandre le Grand....« II p. 338/39) vertretenen Auffassungen in der Quellenfrage.

Sie zeigt in ihrem 1. Teil die durchgehende Benutzung der J^2-Recension der historia de preliis durch den Kompilator und legt dabei vor allem Wert auf die Feststellung, daß dem Kompilator ein verkürzter J^2-Text vorgelegen haben muß; die Lücken dieses Textes werden herausgearbeitet; ebenso die Hinzufügungen des Dichters zur Ausfüllung der Lücken. Besonders betont dieser Abschnitt die Selbständigkeit, mit der der Autor bei der Auswahl des Stoffes vorgeht und diesen manchmal neu einordnet, indem er ganze Kapitel aus dem sonst allen Recensionen gemeinsamen Zusammenhang herausreißt. — Als 1. Nebenquelle tritt der afz. Prosaroman im Laufe der Untersuchung hervor; die 16 angeführten Versabschnitte und die übrigen dargelegten Gründe sollen den Nachweis erbringen, daß der Kompilator diesen Roman bei der B-Redaktion des Gesamtwerkes unbedingt benutzt hat. Ebenso ist der Alexandriner-Roman als weitere Nebenquelle anzunehmen, wenn auch die Zahl der Stellen, die an ihn anklingen, gering ist. — Die Arbeit zeigt des weiteren, wie der Kompilator sich von seinen re-

ligiösen Anschauungen, seinen geistigen Fähigkeiten und seiner Vorliebe für manche Stoffe leiten läßt und seinem eigenen Geschmack und seiner besonderen Auffassung durchaus folgt.

Als Quelle des 2. Teilabschnitts (Diadochenkämpfe) wird der Epilog des afz. Prosaromans festgestellt im Gegensatz zu Raynauds Annahme, daß Justinus XIII u. XIV als unmittelbare Quelle zu diesem Abschnitte anzusprechen sei. Die Untersuchung führt 15 teilweise wörtlich übereinstimmende Stellen auf und gibt sonstige Gründe an.

Der letzte Teil betont wieder die Selbständigkeit, mit der der Kompilator die »Vengeance d'Alixandre des Jean le Nevelon« als Quelle zum letzten Teilabschnitt (Rachezug Eliors) benutzt hat. Sein Geschick, die ermüdend breite Quellendarstellung in eine knappe, aber alle Hauptgedanken treffend wiedergebende Form zu fassen, wird besonders hervorgehoben. — Ueberhaupt sucht die Arbeit nicht nur ein Urteil über die Art der Quellenbenutzung, sondern auch ein Bild von dem Autor selbst aus seinem Werk heraus zu gewinnen, soweit dies im Rahmen des Alexanderabschnitts möglich ist.

Nr. 47. Klassische Archäologie.

Rudolf Hallo, geb. zu Cassel 26. IX. 96.

Monumentalaltäre des Altertums.

Ref.: Prof. Thiersch. Prüf.: 23. X. 22.

Einleitung: Begriffsbestimmung. Anlage der Arbeit in Katalogform nach Ländern.

I. Aegypten. Auslese der im eigentlichen Sinne monumentalen Altäre. Gehören zu Sonnenkult. Quadratische Grundform, mit und ohne Treppe. Erklärungsversuch der Hotep-Tafeln. Verhältnis von Beschriftung zu architektonischem Rhythmus.

II. Orient. Geschichte der (quadratischen) Altäre von Jerusalem. Erzverkleidung im phönikischen Kunstgebiet. Babylonische Tempelaltäre vor dem Eingang. Assyrien fehlt bisher der stabile Altar. Persien: Altarpaare, Feuertürme. Hetither: nur kleine Formen.

III. Griechenland. 1) Festland, 2) Kleinasien und Inseln, 3) Sizilien-Großgriechenland. Drei Grundformen: a) vorgriechisch [aber nicht kretisch]: Aschenaltäre, runde oder quadratische, ummantelte Form (Tiryns, Amyklä, Olympia, Didyma). b) geometrisch-dorisch langgestreckte Rechtecksform (Sparta, Megalopolis, Korfu, Sizilien). c) gedrungene, meist hochgeführte »jonische« Form (Monodendri, Priene, Kos; im Mutterland nur der Chiotenaltar in Delphi und der Thron des Apollon in Amyklä von Bathykles aus Magnesia. Dieser Thron wird als Altar gedeutet). Orientalische Vorbilder? Der Zeusaltar in Olympia und der Gigantenaltar in Pergamon werden ausführlich behandelt. Zeusaltar zweigeschossig: unten quadratisch, oben kegelförmig. Pergamon: Mischung aus quadratisch-kegeliger Aschenform und »jonischer« Hochform. Hier zugleich ein Meisterwerk, in dem Schmuck und Geschmücktes, Form und Inhalt sich decken. Im Schmuck am unselbständigsten das Mutterland, am herbsten und architektonisch geläutertsten Sizilien-Großgriechenland. Kleinasien ersinnt die Gesamtanlage von Tempel, Area und Altar nach frei künstlerischen Gesichtspunkten.

IV. Italien. Capua, Fondo Petrara: abgeleitet aus etruskischen Podienanlagen. Rom, Form der Ara Pacis: umfriedeter Hof; italisch, mit den Ustrina aus gleicher sakraler Wurzel stammend.

Schluß. Alle in engerem Sinne monumentalen Altäre gehören Gottheiten von olympischem Rang. Kunstgeschichtlich sinken — von Pergamon abgesehen — die Altäre in nachklassischer Zeit von der Stufe architektonischer Subjekte zu dekorierbaren Objekten herab (Scheinmetopen, Scheinperistasen, römisch-illusionistische Rankenmotive). Die Kunst verdrängt den Kult.

Nr. 48. Klassische Archäologie.

Walter-Herwig Schuchhardt, geb. zu Hannover 8. III. 1900.

*Die Meister der pergamenischen Gigantomachie.**

Ref.: Prof. Thiersch. Prüf. 16. V. 23.

Der Sockelfries des Zeusaltares von Pergamon ist 112 m lang und 2,30 m hoch. Er muß also, wie auch bisher angenommen, von einer Mehrzahl von Künstlern ausgeführt sein. Der verschiedene Stil dieser einzelnen Meister läßt sich tatsächlich erkennen. Eine stilkritische Analyse ergibt folgende Gruppen [1]:

Nr. 3,$_1$—4,$_1$: Meister der Kybele. Seine Kennzeichen: hervorragende Charakterisierung der Stofflichkeit (vgl. das pralle, saftige Fleisch der Kybele, das zarte Gewand darüber) und kolossale, übermächtige Formen (3,$_6$, 3,$_5$, Kybele-Körper). Nr. 4,$_1$ ist nach Einzelheiten des Gewandes und des Gürtels hier anzuschließen.

Ganz anders Nr. 4,$_3$—6,$_3$: die Körper fest am Reliefgrund haftend, mit ihren Seiten schräg in die Fläche übergehend (4,$_3$ und 6,$_1$). Das Pferd 4,$_{4-5}$ flächenhaft-dekorativ, breit entwickelt; die hinteren Pferde nicht tiefenhaft, unwichtig, flüchtig. Helios mit machtvoller, steinerner (unstofflicher!) Gewanddraperie. Die Köpfe von 4,$_6$, 5, 6,$_1$ einander nahe verwandt. 6,$_3$ von den Schultern bis zum Pferdeleib von einer idealen vorderen Ebene begrenzt und wie platt gegen den Hintergrund gedrückt. Ueberall dieselbe Flächenhaftigkeit.

Nr. 7—9,$_2$: Klare Kompositionen; Leon-Aither fest in ein Rechteck gespannt. Als deutliche Antithesen: 8,$_3$ und 9,$_2$; deren Köpfe gleich in Form und Pathos. Körper und Gewand fein, zart modelliert. Ein Künstler mit Kompositionstalent und stiller Formgebung.

Nr. 9,$_4$—10,$_4$; also um die Ecke greifend. Trefflich die nackten Torsen, naturnah, lebendig. Bildung von Haar und Ohr bei ihnen gleich, ebenso beim Kopffragment 9,$_6$. Die Frauenfiguren (besonders 9,$_4$ und 10,$_2$) ganz unzulänglich; die Körper anatomisch falsch, ohne Struktur, vom Gewand verdeckt; dieses hart, flüchtig (die Gürtel!) mit äußerlich-dekorativen Falten; grob und leer die Köpfe. Hier ein Abschnitt von zwei Künstlern gemeinsam gearbeitet?

Ganz anders Nr. 10,$_5$: Artemis, leicht und flink. Zarte Körpermodellierung, weich und lebhaft das Gewand, zierliches Köpfchen. Das gleiche Stilgefühl

1) s. Altertümer von Pergamon, Textband III,$_2$ Beilage 4. Darnach die Nummerierung der einzelnen Platten auch hier.

in dem knappen, zarten Torso des Apollon. Leto matronaler, schwerer. Nr. 10,7 und 11,2 von geringerer Hand.

Nr. 15,1—16,5: geschlossene, durchdachte und berechnete Komposition *eines* Künstlers. Zeus und Athena divergierend als Diagonalen, schräg dagegengestellt ihre Gegner: dort die Kampfgruppe weiter, freier; hier eng verklammert. Daneben Zeus mit 15,1 und 15,3 ein mit Körpern gefülltes, Athena mit 16,4 und 16,5 ein von Körpern begrenztes Dreieck bildend. 16,1 als freier Raum, Hiatus dazwischen. Die Pathetik der Formgebung (Torso 15,2, 16,2) sowie Einzelheiten verbürgen den einheitlichen Stil dieser großen Komposition.

Wieder anders Nr. 18,1: weiche, volle Körperformen; zart, ruhig das Gewand darüber. Aehnlich fein und edel in Form und Ausdruck 18,4; vielleicht dazugehörig 17, plastisch und kräftig modelliert. Also etwa Nr. 17—19 von diesem Meister?

Nr. 20—21 unkenntlich, deutlich erst 22,6. Großer, dekorativer Gewandstil, reichbewegter Schleier, ganz anders als 18,1. Aehnlich 23,1 und links vielleicht 22,3.

Zwischen Nr. 23,1 und 23,2 scharfe Scheidung! Der Künstler der Gorgonen: 23,2—26,2; aber 24 und 25 auszuscheiden. Die nackten Torsen breiig, ausdruckslos, die Frauenkörper ohne rechte Struktur. Grob und flüchtig Köpfe wie Gewänder, diese mit äußerlicher, technischer Fertigkeit.

Nr. 26,3—28. Der Torso 26,3 kräftig, muskulös; 27—28 klar, scharf, realistisch; vielleicht zu 29,1–6 gehörig. Dort die Torsen 29,1–2 realistischsicher, knapp, klar. Der Liegende trefflich komponiert.

Nr. 30,1–6: weichlich und schlaff die Körper, besonders 30,1–2. Die Köpfe 30,1 und 3 eng verwandt, ungriechisch-breit. Rechts nur Torso 31,1 erhalten; klar und exakt, aber hart, metallen, glatt. Aehnlich Nr. 1: Dionysos. Gewand zerrissen, mit vielen Härten; Mantelende am Grunde wie aus Metall getrieben; Nebrisrand scharfkantig wie Blech; Locken wie einzelne Drahtspiralen. Bei Nr. 2,2 die gleiche drahtige Locke; sonst stark korrodiert.

Also etwa 14 stileinheitliche Abschnitte; deren *Hauptfiguren* je von einem führenden Meister, Nebenfiguren und Beiwerk von untergeordneten Kräften stammen. In seinem Abschnitt ist jeder Künstler selbständig. Ein großer Agon gleichberechtigter Künstler an einem Kunstwerk! Das mit Recht angenommene einstige Vorhandensein eines Gesamtentwurfes und einer Gesamtkomposition eines übergeordneten Künstlers wird dadurch nicht berührt.

Analoge Fälle von Aufteilung eines Skulpturwerkes unter mehrere Künstler kennen wir vom Siphnier-Schatzhaus in Delphi (am Fries zwei, mit dem Giebel drei Künstler), vom Amazonenfries des Maussoleums in Halikarnaß (vier Künstler), und neuerdings vom Niketempel in Athen (drei, vielleicht vier verschiedene Hände) [1]).

---

1) Siehe C. Blümel, Der Fries des Tempels der Athena Nike, 1923.

Nr. 49. Musikwissenschaft.

Christian Reinhard Mahrenholz, geb. zu Adelebsen 11. VIII. 1900.

Samuel Scheidt, sein Leben und seine Werke.

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 1. VIII. 1923.

Teil I gibt eine Bio-Bibliographie Samuel Scheidts. Das bisher bekannte biographische Material wird ergänzt und teilweise berichtigt. S.s Kompositionen werden besonders nach der bibliographischen Seite hin besprochen, soweit möglich, chronologisch eingeordnet, und die Inhaltsverzeichnisse aller Druckwerke einschl. des geplanten, aber nicht zum Druck gelangten (bisher unbekannten) 5. u. 6. Teiles der »Geistlichen Konzerte« mit Erläuterungen aufgeführt. Eingehender werden die 70 Sinfonien von 1644/45 behandelt. Das einzige Druckexemplar der Görlitzer Tabulatur mit dem Datum 1653 erwies sich als Korrekturabzug einer nicht zum Druck gelangten Neuauflage.

Teil II behandelt die Gottesdienstordnung der Hallischen Kirche an Hand der KOO und Agenden, und die Frage der Mitwirkung von (einstimmigen) Schüler- und (vielstimmigen) Vokal- und Instrumentalchören in der Liturgie, sowie den Gebrauch der Orgel im Gottesdienst. Es werden dann die Beziehungen der Werke S.s nach Anordnung und Inhalt zu den gottesdienstlichen Formen in Halle aufgedeckt und u. a. an Hand von statistischen, aus den KOO geschöpften Tabellen des Hallenser und Görlitzer Detempore-Schatzes und der in beiden Städten üblichen Melodiefassung der Choräle die Entwicklung der (anscheinend zum alternatim-Musizieren bestimmten) Görl. Tab. aus einem für Halle bestimmten Grundstock zu der jetzigen Form beleuchtet.

Teil III behandelt S.s Werke in formaler Hinsicht, bespricht kurz die Formen der Orgelwerke, zeigt dann, wie fast alle Formen der Tabulatura nova in den Vokalwerken wiederkehren und gibt von ihnen und den Wechselbeziehungen der vokalen und instrumentalen Formen eine ausführliche Darstellung.

Teil IV untersucht die harmonischen Verhältnisse in S.s Werken, betrachtet seine Stellung zu den Kirchentonarten und modernen Tongeschlechtern und behandelt S.s Generalbass, seine Ausführung und die Bezifferung (insbesondere die Bezifferungsfehler).

Teil V bespricht die rhythmischen Verhältnisse, besonders in der Görl. Tab., die Setzung und Ausführung der Choralfermate und das Vertonungsprinzip der Choräle mit polyrhythmischer Melodiefassung.

Teil VI behandelt das Verhältnis von Wort und Ton bei S.; dem chromatischen Motiv ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Im weiteren wird nachgewiesen, daß bei den Instrumentalchorälen der Tab. nov. vom zugehörigen Text gänzlich abzusehen ist.

Teil VII bringt Untersuchungen über Besetzung, Umfang und Zusammenstellung der Vokalstimmen und der Chöre überhaupt, und über die Verteilung auf Solisten und Ripienisten. Die Orgeln zu S.s Zeit (Orgelbau, Disposition, Pedalgebrauch u. dergl.) und die Registrierungsangaben im 3. Teil der Tab. nov. werden besprochen und an Hand der Variationen der Tab. nov. ergänzt und berichtigt. Den Schluß bildet eine kritische Zusammenstellung sämtlicher bei S. vorkommender Orchesterinstrumente mit Ausführungen über ihre Besetzung und Verwendung.

Nr. 50. Musikwissenschaft.

Elly Schmidt, geb. zu Quedlinburg 24. IV. 95.

*Orlando di Lassos Werke in den Orgeltabulaturen von Bernh. Schmid d. Ä. und Ammerbach. Ein Beitrag zur Accidentienfrage.**

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 25. VII. 23.

Problemstellung: Sind Orgeltabulaturen bei der Setzung von Accidentien zuverlässig? Methodischer Aufbau der Arbeit: Uebertragung von Motetten, Liedern und Chansons von Orlando di Lasso, die in den Orgeltabulaturen von B. Schmid d. Ae. und Ammerbach intabuliert und koloriert sind und Vergleich dieser Stücke mit der Gesamtausgabe von Orlando di Lasso (her. von Fr. Xaver Haberl und Ad. Sandberger). Die abweichenden Takte sind einzeln besprochen und die Begründung für die Abweichung gesucht. Diese Einzeluntersuchung ergibt folgendes Resultat: Mensur und in den Text gesetzte Accidentien stimmen überein, die hypothetischen nur zum Teil. Zu unterscheiden sind hierbei Tabulaturen, die partiturmäßig, und solche, die instrumental intabuliert sind. Erstere geben die Stimmen getreu wieder, wie sie in der Vorlage gegeben sind, und müssen demnach die gleichen Accidentien setzen. Beispiel: Tabulatur von Ammerbach. Die instrumental intabulierten ordnen die Stimmen der Höhe nach und zerreißen den Zusammenhang zugunsten der Uebersichtlichkeit. Sie erhalten eine neue Stimmführung, die z. T. andere Accidentien fordert. Beispiel: Tabulatur von B. Schmid d. Ae. Werden die durch die neue Stimmführung gewonnenen Accidentien fixiert, so ist der Tabulaturist zuverlässig und überträgt nicht rein mechanisch. Die Untersuchung ist an 50 Motetten und Liedern durchgeführt, während das Problem bisher in der Wissenschaft von einem zu sehr generalisierenden Standpunkt zu lösen versucht wurde und gegensätzliche Resultate erzielt wurden. (Vergl. III. Kongreß der I. M. G. Wien 1909, Bericht S. 113 und S. 125).

In einem weiteren Abschnitt sind die typischsten Koloraturen herausgestellt. Daran schließen sich Abschnitte über die Subsemitonia vor Ut, Re und La an, die besonders die Subsemitonia in ihren harmonischen Zusammenhängen zum Akkord des Zieltons betrachten und in ihrer Funktion beim Uebergang zum Dur und Moll. Die Einleitung gibt u. a. eine Uebersicht von Tabulaturen, die Werke Orlando di Lassos enthalten.

Nr. 51. Musikwissenschaft.

Friedrich Stichtenoth, geb. zu Cassel 16. IX. 1900.

Die Melodien der Laudenhandschriften Cortona, Libr. pubbl. 91 und Florenz, Magl. II, I, 122.

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Hilka. Prüf.: 2. VIII. 23.

Unter den zahlreichen die italienischen Lauden des 13. und 14. Jahrhunderts überliefernden hss. sind bisher nur zwei bekannt, die den Texten auch die Melodien, und zwar einstimmige, beifügen: Cortona, Libr. pubbl. 91 mit 46 Melodien (die Texte ed. G. Mazzoni im Propugnatore, N. S. 2—3) und Florenz, Magl. II, I, 122 mit 89 Melodien (die Textanfänge zählten A. Bartoli 1879 und G. Mazzatinti, Inv. 8, 1898 auf). Die musikalische Form dieser bis auf 2 unveröffentlichten und ununtersuchten Melodien wird vor

allem nach den Gesichtspunkten ihres musikalischen Aufbaues (Parallelität bestimmter Melodieglieder, Cadenzfolge) eingehend untersucht. Herr Professor Ludwig stellte mir für die Uebertragung der Melodien seine vollständigen Kopien der Melodien beider hss. zur Verfügung und förderte Uebertragung und Untersuchung auf das Lebhafteste. Die Melodien sind in Choralnotenschrift, also ohne rhythmische Differenzierung aufgezeichnet; sie wurden im C—Takt übertragen. Dass die Aufzeichnung oft sehr emendationsbedürftig ist, geht sowohl aus mannigfachen Unwahrscheinlichkeiten der überlieferten Melodieführung wie besonders aus den Divergenzen zwischen mehrfach überlieferten Melodien oder Melodieteilen hervor, sei es zwischen Parallelstellen innerhalb der gleichen Melodien, sei es zwischen gleichen Melodien zu verschiedenen Texten in einer hs. (in F findet sich gleiche Melodie bei: 49=78, 50=51, 59=79 und 70=75) sei es zwischen der Ueberlieferung der Melodien zum gleichen Text der beiden hss. (bei 19 ihnen gemeinsamen Texten zeigen 12 mehr oder weniger übereinstimmende Melodien oder wenigstens einzelne Melodieglieder); in den Beilagen sind eine Reihe dafür instruktiver Stellen angeführt. Die Melodien sind für die Untersuchung nach der Zahl der in ihnen verwendeten Melodieglieder geordnet: 1) die zu nur in C, dem älteren Codex, überlieferten Texten, unter denen sich sogar nur aus einem Melodieglied gebildete Melodien befinden, 2) (besonders ausführlich behandelt) die Melodien zu den 19 beiden hss. gemeinsamen Texten, 3) die zu den nur in F vorkommenden Texten. Die einfacheren Melodien in C bewahren die Form, in der sie bei den Geisselfahrten gesungen wurden; die musikalisch reicheren Formen in F bieten anscheinend eine Bearbeitung dieser Melodien für musikalisch leistungsfähigere Korporationen.

Nr. 52. Mittlere und Neuere Geschichte.

Otto Flug, geb. zu Erfurt 6. III. 98.

Die soziologische Typenbildung bei Max Weber. Ihre logischen Grundlagen und ihr methodischer Aufbau.

Ref.: Prof. Walther. Prüf.: 11. VII. 23.

Die verstehende Soziologie Max Webers unternimmt es, die historisch-gesellschaftliche Wirklichkeit einer Abstraktion und Systematisierung zu unterwerfen und Typen sozialer Gebilde und Handlungsweisen zu bilden. Es ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, herauszustellen, durch welches logisches Verfahren dieser Abstraktionsprozeß zu der Evidenz seiner soziologischen Typen gelangt.

Als ursprünglicher Einsatz M. Webers ergibt sich eine »kulturwissenschaftliche« Auffassung im Sinne Rickerts. Von dieser Einstellung aus wird an die Möglichkeit einer Soziologie lediglich als genereller Hilfswissenschaft der Geschichte gedacht, welche dieser Erfahrungsregeln über typische menschliche Handlungsweisen liefern soll. Sie bildet zu diesem Zwecke Allgemeinbegriffe, welche die Handlungsweisen der Menschen in ihrem besonderen Sinn auszudrücken fähig sind: Idealtypen, welche den Sinn einer Handlung in seiner höchsten, gedanklich möglichen Reinheit herausstellen.

Die Untersuchung weist nach, daß M. Weber weiterhin über die einseitige »kulturhistorische« Einstellung Rickerts hinausgeht in einem Sinne,

welcher den Methoden Diltheys und Husserls nahe kommt, ohne daß M. Weber selbst diesen Standpunkt entschieden genug ausgesprochen hat.

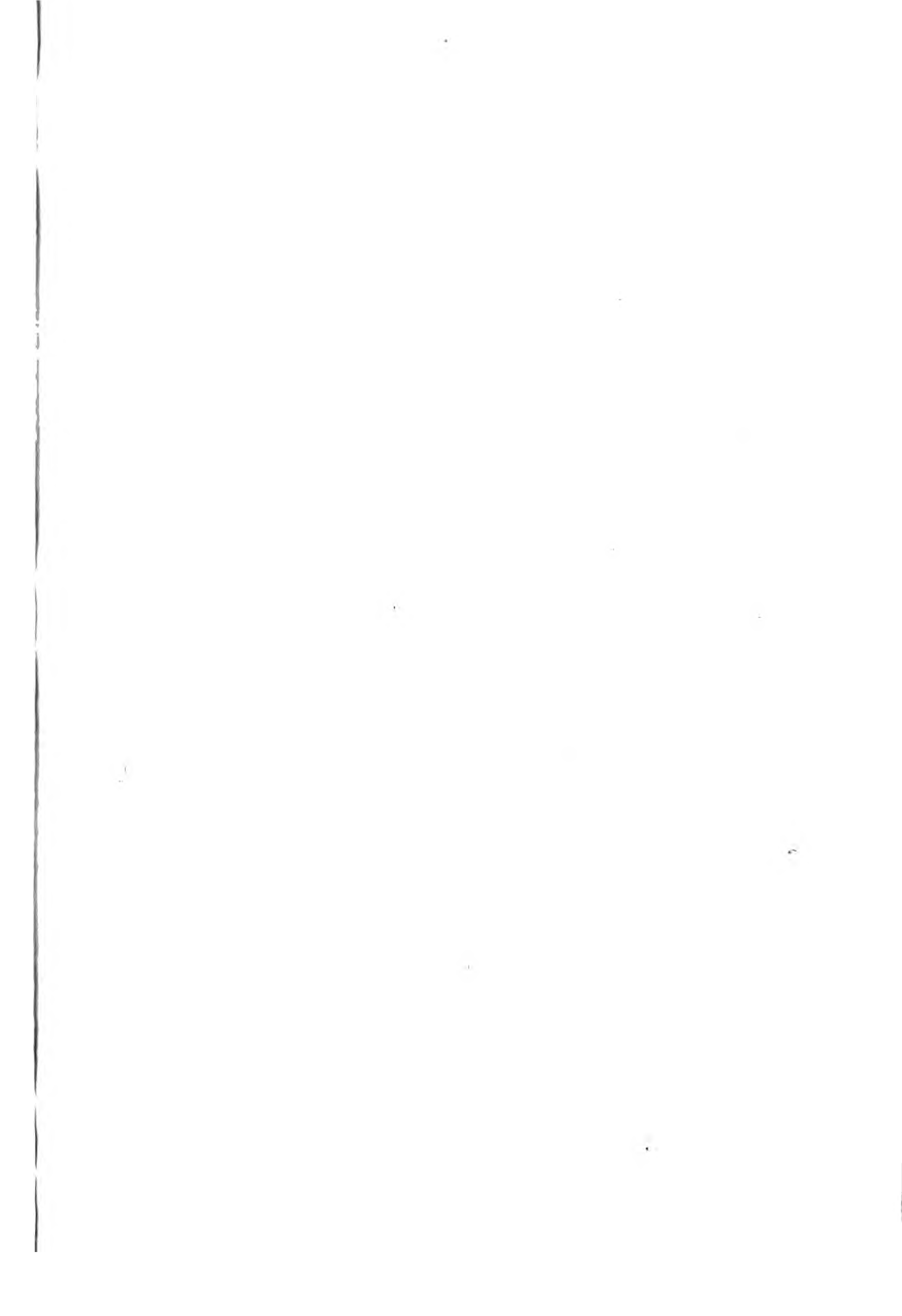
Der besondere Stoff der verstehenden Soziologie sind die Regelmäßigkeiten sozialen Handelns, welche durch die empirische Geltung einer sozialen Ordnung (Rechtsordnung u. a.) bedingt sind. In dieser Beschränkung auf die Regelmäßigkeiten, soweit sie aus den Gegebenheiten der sozialen Vergesellschaftung folgen, ist die stoffliche Spezialisierung der Soziologie M. Webers gegeben.

Mit den regelmäßigen Orientierungsweisen dieser Art befaßt sie sich nur soweit, wie sie sinnvoll geschehen und als solche von uns verstanden werden. Hier liegt die methodische Beschränkung, welche die verstehende Soziologie als Spezialwissenschaft charakterisiert. Zugleich der entscheidende originale Einsatz der Soziologie M. Webers, womit er über die kulturhistorische Position hinausgeht: das »Verstehen« menschlicher Handlungen als sinnvoller Motivationsweisen. Wenn M. Weber die idealtypische Abstraktion in Richtung auf den Sinngehalt des sozialen Handelns vollzieht, nimmt er die wesensmäßig spezifisch menschliche Handlungsweise als Grundlage seiner Soziologie: der soziologische Typus ist die Abstraktion auf den reinsten und konsequentesten Sinngehalt sozialen Handelns.

Die Typenbildung geht dabei nicht vom Individuum und dessen seelischen Motivationsweisen aus, wie es nach theoretischen Aeußerungen M. Webers scheinen mag, sondern, wie meine Arbeit nachweist, vom »sozialen Ganzen«, welches als die aufeinander eingestellte Beziehungsweise bestimmter Menschengruppen verstanden wird. Dies soziale Kollektivgebilde wird primär als Idealtypus auf seine reinste Form gebracht (Puritanismus, Stadt, Bürokratie u. a.) und dazu sekundär Handlungstypen der beteiligten Menschen im Sinne einer konsequent-einseitigen Orientierung funktionaler Glieder des sozialen Ganzen konstruiert.

Das idealtypische Abstraktionsverfahren von den empirischen sozialen Gebilden zu den reinen — empirisch möglichen — Sinnbeziehungen ergibt verschiedene Schichten soziologischer Typen. Die abstrakte Soziologie geht von den in der historischen Erfahrung gegebenen »historischen Ganzen« aus, indem sie von deren Einordnung in den Kausalzusammenhang absieht und hebt ihren immanenten evidenten Sinngehalt heraus. Dieser Idealtypus einer konkreten sozialen Sinnbeziehung ist wesensmäßig etwas anderes als ein durch subjektive Wertbeziehung entstandenes historisches Individuum; was in meiner Arbeit ausführlich gegen die jüngst von Alex. v. Schelting vertretene Auffassung dargelegt wird.

Diese konkreten sozialen Sinngebilde können weiterhin in ein System sozialer Sinnbeziehungen eingeordnet werden, indem unter einem idealtypischen Gattungsbegriff (Herrschaft, Stadt u. a.) die empirisch möglichen Spielarten gruppiert und die historischen Erscheinungen nach dem Grad der Reinheit ihres Sinngehaltes eingeordnet werden. Wie diese einzelnen Gebiete der »inhaltlichen« und »formalen« Soziologie bei M. Weber weder reinlich geschieden noch in systematischer Vollendung behandelt sind und was im einzelnen von ihm ausgeführt ist, ist Gegenstand des letzten Teiles meiner Arbeit.





This Book is Due

